

WEISSBERG

VON

JOHANNES WIERZ

Alle Namen und Charaktere in diesem Buch
sind erfunden, und jede Ähnlichkeit
mit lebenden oder verstorbenen Personen
ist rein zufällig.

Alle Rechte bei Johannes Wierz 2011
Das Vervielfältigen des Textes oder von Teilen des Textes jeglicher Art ohne Zustimmung
des Autors ist nicht erlaubt.

»DIE BEVÖLKERUNG DES LANDES IST DAZU ANGEHALTEN, DEM
REISENDEN UND NÄCHTIGENDEN FREMDEN DEN LIEBLICHEREN TEIL IHRES
WESENS NICHT VORZUENTHALTEN.«

(Aus einem Aufruf der Kärntner Landesregierung im Jahre 1891)

Den ganzen Tag sitze ich entweder in meinem Arbeitszimmer, das keines ist, da ich ja nur dasitze, um aus dem Fenster auf meinen selbstgepflanzten Nussbaum zu schauen, oder ich sitze in meinem Stammcafé, wo ich den ganzen Tag in die Zeitung schaue, hineinschaue, sie aber niemals lese. Auf dem Weg von meinem Arbeitszimmer zum Café, das nicht einmal fünfhundert Meter entfernt liegt, denke ich manchmal. Wenn ich mich bewege, also die Treppe hinuntersteige und dann den breiten Bürgersteig entlanggehe, denke ich, dass das Leben an mir vorbeiläuft, seit Jahren schon an mir vorbeigelaufen ist. Nur wenn ich gehe, denke ich, dass das Leben an mir vorbeiläuft. Wenn ich sitze, denke ich nicht, folglich läuft auch das Leben nicht an mir vorbei, wenn ich sitze, vergeht nur die Zeit. Die Zeit läuft gnadenlos weiter, gegen mich. Gott sei Dank, wenn ich sitze, denke ich nicht an die Zeit, bin ich gar nicht in der Lage zu denken, da die Sauerstoffzufuhr zu gering und der Alkoholkonsum zu hoch ist. Das Nichtdenken eröffnet neue Perspektiven. Einfach nur schauen und ab und zu den Gesprächen am Nebentisch lauschen. Das Einfach-nur-Hinschauen, Zusehen, was andere machen, die Anstrengung anderer, sich über den Tag zu retten, bringt mich über den Tag. Um mehr geht es nicht, als einfach nur über den Tag zu kommen.

1.

Von der Raststätte aus sehe ich entfernt, auf einer Anhöhe, die Würzburg.

Nicht die Tatsache, dass die Würzburg ausgerechnet in Würzburg auf einer Anhöhe steht, verwundert mich. Nein, es ist die Architektur; die Architektur der Würzburg in Würzburg. Zu Unrecht trägt sie den Namen Würzburg. Korrekterweise müsste sie nämlich Würzschloss heißen und nicht Würzburg, denn architektonisch gesehen ist die Würzburg ein Schloss.

In diesem entscheidenden Moment, wo ich darüber nachdenke, ob es überhaupt Städte gibt, deren Namen mit »Schloss« enden, und ich darauf komme, dass es schlecht bestellt ist um ein Land, in dem selbst schon mit den Städtenamen gelogen, einem etwas vorgegaukelt wird, in diesem entscheidenden Moment, wo ich die Lanze über alle Städte dieser Republik breche, holt mich meine Frau aus meinen Gedanken, indem sie routinemäßig meinen Bauch betastet wie den eines Teddys.

Nicht ohne Grund betastet sie meinen Bauch, der mich müde und träge gemacht hat, nein, ohne Grund hat sie in ihrem Leben noch nie etwas gemacht. Sie schaut in meine Augen, und schon glaubt sie mit hundertprozentiger Gewissheit sagen zu können, was ich denke. Das hat sie von ihrer Mutter, einem Menschen, dem ich von Anfang an misstraut habe. Einem Menschen, der seine Weisheiten aus irgendwelchen Kalendern oder Zeitschriften zusammenklaubt, wie Kinder im Wald Blaubeeren, und sie dann auf alles und jeden zur Anwendung bringt, muss man einfach misstrauen. Eine dieser Weisheiten kommt hier, durch ihr Fräulein Tochter, ihre beste Schülerin, zur Anwendung. »Dem Manne alles, aber auch jeden Wunsch, von den Augen ablesen, ist die Erfüllung jeder gesunden Frau.«

Ja, dieser Unsinn kommt jetzt zum Tragen, und mein Bauch muss darunter leiden.

Da ich lange die Würzburg betrachte, glaubt sie, ich möchte dieses Bauwerk besichtigen und tätschelt mir den Bauch.

»Möchtest du, dass wir noch einen Abstecher zur Würzburg machen?«

Ihre Frage gibt mir die Genugtuung, mich auch diesmal in ihr nicht getäuscht zu haben. Ihre Mutter ist stärker als ich, da kann ich nichts machen. Von mir lernt sie nichts, wird sie nie etwas lernen. Meine einzige Chance besteht darin - eine fast unlösbare Aufgabe - ihrer Mutter etwas beizubringen. Dann bestünde wenigstens theoretisch die Chance, dass die Mutter ihrer Tochter das Gelernte weitergibt. Aber ich lebe nicht in Luftschlössern, nein im Gegenteil, mich regt es auf, dass die Würzburg Würzburg und nicht Würzschloss heißt. Etwas, worüber ich mit meiner Frau nicht reden kann. Sie besitzt zwar einen Dokortitel, aber den hat der bundesdeutsche Kanzler auch. Blitzschnell kontere ich mit »Nein«, mit der anschließenden Begründung, unseren Zeitplan nicht durcheinander bringen zu wollen. Da Zeitpläne ein wesentlicher Inhalt ihres Lebens sind, eine Tatsache, die wiederum ihrer Mutter zu verdanken ist, habe ich ausnahmsweise gewonnen.

Sie bezahlt, und wir beide verlassen diesen schrecklichen Ort.

Wieder auf der Autobahn kann ich es mir nicht verkneifen, noch einmal in den Rückspiegel zu sehen: Auf einer Anhöhe die Würzburg, die eigentlich Würzschloss heißen müsste.

Ein paar Stunden später - nach dem Zeitplan meiner Frau eine halbe Stunde zu früh - betreten, korrekter ausgedrückt, überfahren wir österreichischen Boden. Ich weiß, *betreten* oder *befahren* hört sich besser an. Man betritt oder befährt österreichischen Boden, das hat was, erinnert mich an die erste Mondlandung oder die Entdeckung Amerikas durch Kolumbus. Meine Frau und ich überfahren die Grenze, da gibt es nichts zu beschönigen. Ich wäre viel lieber zu Fuß über die Grenze gegangen. Zu Fuß riecht man die andere Luft und spürt den anderen Straßenbelag. Im Auto spürt man nichts, man merkt es nur an der anderen Farbe des Mittelstreifens. Dennoch bin ich ergriffen in Anbetracht der Grenzüberschreitung, der Grenzüberfahung, lasse mir aber nichts anmerken. Du mein glückliches Österreich! Tu felix Austria! Endlich hast du mich wieder! Ich denke an Haydn und H. C. Artmann.

Kurz nach der Grenze halten wir: Hallein, die schmutzigste Stadt Österreichs. Die Stadt der Zwischenübernachtungen für Rentner und Jugoslawienfahrer. Meine Phantasie reicht nicht aus, mir vorzustellen, dass man hier Urlaub machen kann, dass es Menschen gibt, die freiwillig zwei

oder drei Wochen hier verbringen, angesichts des großen Zellstoffwerkes. Früher roch es in der ganzen Stadt nach Urin und Stall, heute nach Urin, Stall und Zellstoffwerk, von den Abgasen gar nicht zu reden.

Wir machen halt, da wir – entsprechend dem Plan meiner Frau - hier übernachten werden. Da wir eine halbe Stunde zu früh in Hallein sind, ist Monika sichtlich irritiert. Sie blättert nervös im Fremdenführer herum, aber unter *H* wie Hallein kann sie keine Eintragung entdecken. Scherzhafterweise schlage ich vor, sie solle doch einmal unter *B* nachschlagen, *B* wie Bad Hallein.

Da es nun mal nicht in meiner Art liegt, auf andere ironisch wirken zu können, schlägt sie wirklich unter *B*, *B* wie Bad Hallein nach. Ihre Suche bleibt natürlich erfolglos.

Anschließend, wohl für mich als Strafe gedacht, zerrt sie mich durch die Innenstadt, deren Romantik der einer Autobahnraststätte gleichkommt. Sehnsucht nach der Würzburg kommt in mir auf. Hätten wir vor ein paar Stunden die Würzburg besichtigt, wäre mir dies hier erspart geblieben.

Hallein, die schmutzigste Stadt Österreichs.

Wir übernachten im Hotel zum *Wilden Kaiser*. Das Wort *Hotel* bedeutet in Österreich, abgesehen von ein paar Ausnahmen, nur eine Einteilung in eine Preisklasse. In Österreich wird alles, was in punkto Übernachtungen teuer ist, als *Hotel* bezeichnet. Es gibt in Österreich Fremdenzimmer, Pensionen und Hotels. Das Preiswerteste und qualitative Beste ist das Fremdenzimmer. Zum Frühstück: knusprige Semmeln, richtige Butter, hausgemachter Schinken und wahlweise selbst eingemachte Marmelade oder Waldhonig. In den Pensionen ist das Frühstück ähnlich, nur schon etwas weniger, dafür kann man hier aber Mittag essen. Nun könnte man folgerichtig denken, in den österreichischen Hotels gäbe es noch weniger zum Frühstück, aber dafür könnte man Mittag- und Abend essen – weit gefehlt. Die Phantasie eines Normalsterblichen reicht nicht aus dafür. Das österreichische Hotelfrühstück kommt einem Kunstwerk gleich. Es nennt sich in der Regel *Kontinentalfrühstück* und besteht aus mehreren kleinen Plastikobjekten und zwei halbaufgetauten Semmeln, die zäh wie Gummi sind. Auf den kleinen Plastikobjekten sind schöne Bilder aufgemalt, z. B. Johannisbeersträucher, Erdbeeren, ganze Serien von Zeichentrickfiguren oder ganz schlicht eine Kuh. An jedem dieser Objekte ist an der Seite ein kleines Plastikteil angebracht, das bei der ersten Berührung sofort abbricht. Sollte es einem doch noch gelingen, dieses Verpackungswunder zu öffnen, spritzt einem der Inhalt über den frisch gereinigten Anzug oder über die frisch gestärkte Bluse. Da meine Frau eine unerfahrene Österreichbesucherin ist, übernachten wir in einem Hotel. Während unserer Stadtbesichtigung halte ich Ausschau nach einem Cafe, in dem ich am Morgen frühstücken kann.

Eines haben alle drei Kategorien, also Fremdenzimmer, Pensionen und Hotels gemeinsam: die Betten. Wo man auch hinkommt, ob in der Steiermark, im Burgenland oder sonst wo, die Betten sind überall gleich. Auch unser Doppelbett ist da keine Ausnahme. Wahrscheinlich hat es in Österreich nur einen Bettenhersteller gegeben. Vor dreißig Jahren hat dieser pffiffige Unternehmer, ohne Rücksicht auf gesundheitliche Schäden, all seine Betten verkauft und sich dann aus dem Staub gemacht.

Meine Frau hat natürlich ein Doppelzimmer erster Kategorie gebucht. Die Zimmer sind alle gleich, mit Ausnahme des kleinen Zettels, der an der Innenseite der Zimmertür hängt und einem noch einmal bestätigt, dass man das teuerste und, wie einem versichert wird, auch das beste Zimmer des Hauses gebucht hat.

Der erste Reisetag liegt hinter uns.

Ich liege im Bett und beobachte Monika, die beim Tisch sitzt und ihre Checkliste durchgeht. Ab und zu macht sie kleine Häkchen. Es hat schon etwas Rührendes an sich, wie sie so am Tisch sitzt und ihr verplantes Leben noch einmal durchgeht. Für mich ein beruhigendes Gefühl, mich um nichts kümmern zu müssen. Mit ihrem Anfang vierzig hat sie einen hervorragenden Körper. Die 25-Watt-Birne, stärkere habe ich in österreichischen Hotels bisher nicht entdecken können, wirft ein warmes Licht auf ihr Nachthemd - würde ich sie, meine Frau, nicht so genau kennen, ich fände es direkt erotisch. Sie schließt ihr Buch und beginnt die allabendliche Jagd nach Kleintieren

jeglicher Art. Ein Tick von ihr. Sie hat Angst vor Spinnen, Mücken, Nachtfaltern etc., und jedes Mal, wenn sie woanders übernachtet, schaut sie erst einmal genau in allen Ecken nach, ob sich nicht irgendwo ein Nachtfalter oder ähnliches Getier versteckt hat. Dann bin ich an der Reihe. Da meine Frau keinem Tier etwas zuleide tun kann, muss ich aufstehen, meinen Schuh oder eine Zeitung nehmen und die arme Kreatur töten. Es hat überhaupt keinen Sinn, vor ihr einzuschlafen. Sie würde mich ohne Skrupel wecken und mir den Befehl zu töten geben. Meistens bin ich zu faul, um aufzustehen. Ich nehme einfach meinen Schuh oder eine Zeitung und werfe ihn oder sie nach dem *Untier*. Nur ein blutiger Fleck bleibt zurück auf der Tapete. Dann schaut mich Monika geängstigt an, als ob ich gerade eine fünfköpfige Familie ausgerottet hätte.

Ihre Spinnenangst ist krankhaft. Zu Hause in unserem Schlafzimmer riecht es immer nach Paral, so stark, dass ich mich die ersten Monate unserer Ehe jede Nacht habe übergeben müssen. Jetzt habe ich mich daran gewöhnt, die Spinnen auch.

Endlich wird das Licht gelöscht.

Wir beide liegen schweigend nebeneinander. Sie zur Seite gedreht, ich auf dem Rücken, zwischen uns die *Besucherritze*, das einzig Positive an Österreichs Betten. Ich werde warten, bis sie eingeschlafen ist, dann aufstehen, ans Fenster gehen, eine Zigarette anzünden, in die Nacht hineinschauen und an mein kleines Dorf am Berg denken: Weißberg.

Das kleine Dorf Weißberg, eingebettet zwischen zwei Bergen. Weißberg, eine Ansiedlung ohne jegliche Bedeutung, selbst für Österreich. In der Mitte des Dorfes eine Kreuzung, darüber eine orangeleuchtende, blinkende Laterne. Vieles habe ich vergessen. Die Straßenlaterne, das ewige Aufblinken, Tag wie Nacht, ist mir in Erinnerung geblieben. Dieses orange blinkende Zeichen, ein Garant für die Existenz des Dorfes; für mich, ein Leuchtturm meiner Sehnsüchte, aber das ist schon lange her.

Großbauer, Großgrundbesitzer, Erbbauer wider Willen, fast schon eine Bernhardsche Figur. Dreimonatiges Oberhaupt einer Gruppe, die nie die meine war. Nicht die Tatsache, dass noch so viele Nazis dort leben, oder die Unterdrückung der slowenischen Minderheit, das alles ist es nicht gewesen, war nicht der Grund für mein Scheitern. Vor der Macht habe ich Angst gehabt. Immer und immer wieder Entscheidungen treffen zu müssen, ist mir eine Qual gewesen. Die Unfähigkeit, Macht auszuüben, ist die wirkliche Ursache für mein plötzliches Verschwinden gewesen, für meine Verweigerung, ein vorbestimmtes Leben zu führen. Ein Piefke besitzt österreichischen Boden, Grund und Boden, nur weil der Großvater es in seinem Testament so bestimmt hat. Verschenkt habe ich alles an die rechtmäßigen Besitzer: die kleinen Bauern, die das Land von je her bestellt haben. Kurz danach haben sie es Stück für Stück verkauft, sich mit dem neuen BMW oder Mercedes zu Tode gefahren, sich tot gesoffen oder alles beim Tarock verspielt. Verhasst und ausgelacht habe ich das Dorf verlassen.

Macht und daraus resultierend Heuchelei und Korruption bestimmen das österreichische Leben. Die österreichische Gemütlichkeit, die berühmte österreichische Gemütlichkeit funktioniert nur im Schatten der Macht. Irgendwie ist es auch in Deutschland nicht anders. Deutsche Manager, Aufsichtsratsvorsitzende können des Nachts so gemütlich sein, dass es direkt rührend ist. Aber der Unterschied besteht darin, dass man in Deutschland nicht mit der Gemütlichkeit kokettiert.

Weißberg steht für Gemütlichkeit. Gemütlichkeit nach einem langen, harten Arbeitstag auf den Feldern oder in den Wäldern. Weißberg steht für mich für den ersten Rausch, die erste Frau und für die erste Zigarette danach. Weißberg ist mehr ein Gefühl, das man mit Worten nicht ausdrücken kann.

Ich stehe am Fenster, rauche heimlich meine Zigarette und denke an Weißberg, an den Sternenhimmel über Weißberg. Ab und zu drehe ich mich zu meiner schlafenden Frau um: eine zufrieden schlafende Frau. Eine Frau, die alles erreicht und mich geschafft hat. Ohne jegliche Anstrengung ihrerseits gehöre ich ihr, bin Teil ihres Inventars geworden, steuerrechtlich

absetzbar. Ich will nicht undankbar sein, immerhin verdanke ich ihr meine ökonomische Existenz.

Ich werfe die Zigarette in die österreichische Dunkelheit und lege mich zu ihr ins Bett. Das Bettlaken ist kalt im Gegensatz zu ihrer warmen Hand, die wie selbstverständlich am Rand meines Kopfkissens liegt. Geborgen werde ich einschlafen.

Hallein, du dreckigste Stadt Österreichs, in dir werde ich einschlafen. Ich denke noch einmal an Haydn und H. C. Artmann, und ein kleines bisschen an Gustav Mahler und Peter Altenberg.

Die Wärme meiner neben mir liegenden Frau beruhigt mich. Ihr Urvertrauen, mich zu haben, mich zu besitzen, schenkt mir Schlaf. Den Schlaf eines Mitte-Dreißigjährigen mit Bierbauch, der müde und träge macht, untermalt von einem etwas schüchternen Schnarchen. Tu felix Austria! Heimatland ist betreten.

2.

Ich spüre den feuchten Mund meiner Frau in meinem Gesicht; ein neuer Tag hat begonnen. Jeden Morgen werde ich so geweckt, und jeden Morgen hasse ich sie dafür ein bisschen mehr. Liebkosungen auf nüchternen Magen, einen faden Geschmack im Mund, sind einfach pervers. Meine Frau hält mich, da ich meinen Kopf abwende und ihren nassen Küssen auszuweichen versuche, für einen Morgenmuffel. Ich möchte einfach nur meine Ruhe haben, wenn möglich den ganzen Tag. Sie dagegen braucht Unterhaltung, von Anfang an.

Sie telefoniert mit der Rezeption, fragt nach, ob man nicht doch im Zimmer das Frühstück einnehmen kann. Eine Frage, die sie am gestrigen Abend auch schon gestellt hat und die hinreichend, nämlich mit einem kommentarlosen *Nein*, beantwortet wurde. Aber sie braucht Unterhaltung, Aktivität, und findet immer wieder ein neues Opfer. Und sie gibt nicht so schnell auf. Der Rezeptionschef des *Wilden Kaisers* wird sich bestimmt noch eine Weile an meine Frau erinnern können. In Anbetracht des bevorstehenden Frühstücks, des österreichischen gastronomischen Kunstwerks mit Namen *Kontinentalfrühstück*, vergönne ich es ihm auch.

Am Telefon ist meine Frau einfach Weltspitze, fast unschlagbar, gäbe es da nicht noch ihre Mutter, von der sie diese frauentypische Kampfsportart gelernt hat.

Das *Vergnügen*, mit ihrer Mutter zu telefonieren, habe ich immer an meinem Geburtstag. Jedes Jahr, so gegen sieben Uhr morgens, in manchen Jahren auch etwas früher, ruft sie mich an, wünscht mir alles Gute zum Geburtstag, fragt kurz, wie es mir geht, und legt dann ohne Erbarmen los. Sie erzählt mir, ohne auf die von ihr zuvor gestellten Fragen eine Antwort abzuwarten, ihre ganze Leidensgeschichte: Blut im Urin, Knoten in der Brust, unkontrollierter Ausfluss etc. Sie kann gut erzählen, die Mutter meiner Frau, sehr bildreich, sehr plastisch. Das Resultat ihrer Anrufe ist meist, dass mir hinterher schlecht ist und ich mich nicht mehr auf die Toilette traue, weil ich befürchte, ich könnte mich bei der Untersuchung meines eigenen Stuhlganges nach Blut oder Ähnlichem erwischen. Da ich ein eher praktisch veranlagter Mensch und vor allem lernfähig bin, habe ich mir genau die Stellen gemerkt, an denen ich mit einem knappen *Ja* zu antworten habe. In der Zwischenzeit dusche und rasiere ich mich oder mache das Frühstück. Ein einziges Mal ist es mir bisher gelungen, auch noch den Müllkübel wegzubringen - es ist mein schönster Geburtstag gewesen.

An den Stellen, wo ich mit einem knappen *Ja* zu antworten habe, geht es ausnahmslos um die Beantwortung der Frage, ob ich denn auch schon diese oder jene Krankheit habe. Mit *Nein* zu antworten ist sinnlos, da hat man bei ihr überhaupt keine Chance. Also antworte ich immer mit *Ja*.

So gegen neun oder halb zehn Uhr morgens reiche ich den Hörer weiter an meine Frau, die aus unerklärlichen Gründen regelmäßig an meinem Geburtstag frei hat. Dann beginnt die schönste Zeit:

Ich kann endlich in Ruhe, und vor allem allein, ohne ständiges Reden, frühstücken. Gegen Mittag kommt meine Frau mit der Bemerkung *Schade, dass Mutter nicht bei uns wohnt* aus dem Schlafzimmer.

Meine Frau telefoniert immer noch mit der Rezeption. Die von ihr geäußerten Sonderwünsche, das Frühstück betreffend, werden stur abgelehnt, entweder *Kontinental* oder gar nichts. Und schon gar nicht im Zimmer. Ich lasse sie weiter telefonieren und nutze die Gelegenheit, als erster das Bad in Beschlag zu nehmen.

Das österreichische Hotelbadezimmer kann für einen *Nichtösterreichkenner* zur tödlichen Falle werden. Die Frotteematten, die vor der Duschkabine und dem Waschbecken liegen und die eigentlich der Sicherheit dienen sollen, sind meist nass und glitschig, da diese von dem Reinigungspersonal als Aufnehmer benutzt werden. Rutscht man nicht aus, so ist man sich wenigstens einer Pilzinfektion sicher. Die zweite Gefahr befindet sich in der Duschkabine selber, die sich von außen leicht, aber von innen ohne fremde Hilfe nicht öffnen lässt. Das wäre alles halb so schlimm, aber in Verbindung mit den beiden harmlos aussehenden Wasserhähnen (blau

ist meist warm, rot meist kalt) kann dies zur *tödlichen Falle* werden. Man dreht die Hähne auf, lauwarmes Wasser kommt aus der verstopften Dushdüse, man dreht heißes Wasser auf, also den blauen Knopf, und schon hat man sich verbrüht. Klemmt dann noch die Schiebetür, ist man nicht mehr zu retten.

In österreichischen Hotels dusche ich immer kalt und lasse die Duschschiebetür einen Spalt offen. Um einer weiteren Gefahr aus dem Wege zu gehen, rasiere ich mich nur nass. Es befindet sich zwar ein Stromanschluss über dem Waschbecken, der ist aber so schlecht isoliert, dass man beim Einstecken einen kräftigen Stromschlag bekommt.

Ich verlasse ohne Blessuren gut gelaunt das Bad.

Meine Frau telefoniert immer noch mit der Rezeption. Mit der Ausrede, eine deutsche Zeitung kaufen zu wollen, flüchte ich vor dem *Kontinentalfrühstück* des *Wilden Kaisers* und lasse mich in diesem abgelegenen Cafe nieder, das meine Frau bestimmt nicht finden wird.

Ich genieße die frischen Hörnchen und Semmeln, den duftenden Kaffee, die Butter und die Marmelade, einige Scheiben Käse und Schinken. Ab und zu denke ich an Monika und ihr *Kontinentalfrühstück*. Das Cafe passt so gar nicht in das halleinsche Stadtbild. Es ist sauber und gepflegt. In Deutschland wäre die Einrichtung im Stil der fünfziger Jahre ein Renner, hier aber bin ich der einzige Gast und genieße die Ruhe. Ich liebe österreichische Cafés, in ihnen könnte ich den ganzen Tag verbringen. In diesen Lokalitäten wird man toleriert, stundenlang könnte man hier bei einer Melange oder einem kleinen Braunen verweilen, ohne dass die Bedienung misstrauisch zu einem herüberschielte, was in Deutschland unmöglich wäre. In Deutschland müsste man, mit der Bemerkung, dass dies kein Wartesaal sei, das Lokal verlassen. Hier aber kann man ungestört seinen Kaffee trinken und seine Gedanken schweifen lassen.

Auf der anderen Straßenseite sehe ich meine Frau. Sie macht den Eindruck eines gehetzten Tieres. Da ich es nicht kleiner habe, hinterlege ich einen Fünfhundertschillingschein, die Besitzerin wird sich freuen, und verschwinde durch die Hintertür.

Auf dem Hotelparkplatz bin ich der erste und komme so noch in den Genuss einer Zigarette.

3.

Ich habe Monika überreden können, nicht über die Tauernautobahn, sondern über die alte Passstraße zu fahren. Um sie zu ködern, habe ich ihr von den höchstgelegenen Feuchtbiotopen Österreichs erzählt, die in Obertauern liegen. Wir werden mindestens einen halben Tag verlieren und damit den Zeitplan durcheinander werfen. Für mich bedeutet das: weniger Gespräche mit ihr, da sie im Auto immer Musik hören muss - sie braucht es, wie sie sagt, für ihr Fahrgefühl. Ich habe mich an diese unerträgliche Autofahrermusik, dieses ewig gleich bleibende Klangbild, gewöhnt, so sehr, dass ich es fast gar nicht mehr höre.

Ich muss an meinen Bruder in München denken. Er wird sicherlich jetzt schon, oder immer noch, in irgendeiner Bar sitzen und sich Tequila auf Eis über die Leber schütten. Flaschenweise, damit er sie, wie er sagt, ertragen kann: München, die morbideste Stadt Deutschlands.

Ich möchte gerne mal wissen, warum ich gerade jetzt, wo ich nicht auf deutschem Boden weile, ausgerechnet an München und an meinen Bruder denken muss, an den ich sonst nie meine Gedanken verschwende.

Mein Bruder, der Alkoholiker, der Freund jeglicher Art von Drogen, der ewige Glückspilz, hat es geschafft, verdient mehr als er vertrinken kann. Vor drei Jahren hat er nach einer durchzechten Nacht einer Frau ein Kind gemacht, und wie es der Zufall gewollt hat, war ihr Vater ein erfolgreicher Filmproduzent aus München. Der zukünftige Großvater verpflichtete meinen Bruder sofort für einen Film, bei seinem Charme und seinem Glück wirklich kein Wunder, und schon war er drinnen im Geschäft, im Münchner Sumpf. Früher habe ich gedacht, man müsse sich prostituieren oder wenigstens pervers sein, um auf die Leinwand oder ins Fernsehen zu kommen. Mein Bruder hat mich eines besseren belehrt: er ist nur Alkoholiker. Kein Wunder, dass der Deutsche Film am Boden liegt.

Ich habe noch genau sein überhebliches Grinsen von damals vor Augen, als er mich das letzte Mal in Hamburg besucht hat.

»Wenn du Geld brauchst, wirklich kein Problem!«

Dieses breite, ekelhafte Grinsen. Ich habe nicht geantwortet. Ich habe geschwiegen, bis er endlich gefahren ist. Seitdem habe ich nichts mehr von ihm gehört. Mein Bruder, der Filmstar; einfach lächerlich! Meiner Frau hat er natürlich imponiert. Sie braucht den Duft der weiten Welt, und wenn es nur die Tequilafahne eines Alkoholikers ist.

Plötzlich friere ich, ich habe Sehnsucht nach meiner Wohnung, nach meinem kleinen Arbeitszimmer in Hamburg. Es ist meine Welt, die außer mir niemand betreten darf, selbst meine Frau nicht.

Die Bezeichnung *Arbeitszimmer* für den Raum, den nur ich allein betreten darf, für das Zimmer, das ganz und gar mir gehört, ist nicht korrekt. Meine Frau nennt es mein Schreibzimmer, aber das Klappern der Schreibmaschine kommt nur von Band. Anfangs habe ich wirklich zu schreiben versucht, aber dann bin ich auf eine grandiose Idee gekommen: an zwei regnerischen Tagen habe ich für zwölf Stunden Schreibmaschinengeräusche aufgenommen. So könnte ich bis zu sechzehn Stunden am Tag, die Pausen mit dazu gerechnet, Ruhe vor der Außenwelt haben.

Jeden Morgen nach dem Frühstück begeben sich in mein Zimmer - mit Ausnahme meines Geburtstages, an dem meine Schwiegermutter anruft und der Tag nicht mehr zu retten ist - und lasse mich auf meinem Arbeitssessel nieder, der auch zu Unrecht diesen Namen trägt; dann schalte ich das Tonbandgerät ein und drehe den Stuhl um neunzig Grad nach links, wodurch ich eine wunderbare Aussicht auf den von mir selbstgepflanzten Nussbaum vor meinem Fenster habe. Mein Nussbaum, der Beweis für meine letzte produktive Tat in den vergangenen Jahren.

Stundenlang sitze ich so da, beobachte, wie die Sonne durch die Blätter scheint, freue mich über ein bisschen Himmel, das am oberen Rand des Fensters zu sehen ist. An der Verfärbung des Himmels registriere ich die Tageszeit. Die Zeit, die ich in meinem Zimmer sonst nur durch das Abfließen der Tonbänder messen kann. Ist ein Band zu Ende, sind sechs Stunden vorbei, und ich kann zwei Stunden Pause einlegen. Danach muss ich meine Welt verlassen und mich der

Außenwelt stellen.

Die Abende verlaufen immer stereotyp. Entweder Essengehen bei dem oder bei dem. - Man nennt ja neuerdings den Restaurantbesitzer beim Vornamen, wohl um sich selber einzureden, man würde die Wucherpreise nicht einem Fremden in den Rachen werfen, sondern einem Freund. Eine Tatsache, mit der ich mich überhaupt nicht anfreunden kann. Gerade in der Gastronomie halte ich eine gesunde Distanz zwischen Gast und Wirt für ausgesprochen notwendig, wenn nicht sogar für zwingend. - Oder wir werden von irgendwelchen Freunden meiner Frau eingeladen. Menschen, die ich durchwegs nicht leiden kann. Aus Höflichkeit stellen sie mir Fragen, stumpfsinnige Fragen, die ich immer ignoriere. Zu meinem Ärger macht mich mein Schweigen bei diesen widerlichen Menschen interessant. In Anbetracht dieser Leute fällt mir immer ein, dass Freud einmal gesagt haben soll, achtzig Prozent aller Menschen seien Gesindel. Ich würde noch zehn Prozent zulegen. Das peinliche Schweigen überbrückt meist meine Frau. Sie wirft ein verlegenes Lächeln in die Runde und beginnt dann, über mein neues Buchprojekt zu referieren, das es gar nicht gibt. Aber Monika besitzt eine außergewöhnliche Phantasie meine *schriftstellerischen Kunstwerke*, wie sie es nennt, betreffend.

Auf dem Nachhauseweg frage ich sie oft, warum sie eigentlich nicht schreibe. Die Antwort besteht aus einem Kuss, meist einem nassen. So geht der Tag zu Ende.

Einmal im Monat schreibe ich Dr. Ritter. Dr. Ritter ist die Alibifigur meiner Existenz. Das Pseudonym eines alten Freundes in Köln, der eine Studentenkneipe besitzt. Ich schicke ihm leere Seiten, die er mir dann, zwei Monate später, wieder zurückschickt. Seit drei Jahren machen wir das jetzt schon, seit drei Jahren glaubt meine Frau, dass ich an einem Roman schreibe. So einfach kann man sich seine Lebenslüge organisieren.

Seit einiger Zeit aber befriedigt es mich nicht mehr, leere Seiten an meinen Freund in Köln zu schicken. Warum offenbare ich mich nicht meiner Frau und sage ihr:

»Du Liebling, ich stecke in einer Krise! Nein, nicht erst seit gestern, nein, nein, das geht schon drei Jahre so!«

Ein aufmerksamer Partner hätte doch längst von allein gemerkt, dass mit mir was nicht stimmt. Diese monotone Schreibwut, die ich durch meine Tonbandmaschine vorgetäuscht habe, hätte doch jeden anderen Partner misstrauisch oder zumindest zum Nachdenken gebracht. So ist mein *Arbeitszimmer* Bestandteil einer drei Jahre andauernden monotonen Lebensweise geworden. Aus dem Zimmer, aus dem ich eine Zeitlang soviel Freiheit geschöpft habe, ist eine Falle geworden. Ich bin dadurch in eine ernsthafte Krise geraten. Kaum ein klarer Gedanke ist mehr möglich. Ich sitze meine Stunden ab und hoffe auf ein Wunder.

Meine Frau hält mich für einen Versager, da nie Gelder von einem Herrn Dr. Ritter auf unser Konto eingehen. Und in einem anderen Sinn, als sie denkt, hat sie damit durchaus Recht. In ihren Augen bin ich ein liebenswerter Versager, zu intelligent für den deutschsprachigen Buchmarkt, wie sie unermüdlich ihren Freunden erklärt.

Wir haben Radstadt hinter uns gelassen. Auf einem kleinen Parkplatz, kurz vor dem Anstieg nach Obertauern, machen wir halt. Für mich eine Chance, in klarer Gebirgsluft in den Genuss einer Zigarette zu kommen.

»So schweigsam wie in den letzten Tagen warst Du schon lange nicht mehr!«, stellt Monika fest und macht ein paar Photographien von der *schönen Bergwelt*.

Ich stehe an einem kleinen Abhang und beobachte, wie sich Gebirgswasser, das hier eine grünliche Farbe hat, einen Weg durch den hellen Gebirgsstein bahnt. Die Färbung des Wassers erinnert mich an die unzähligen, ekelhaft schmeckenden Cocktails, die ich, als mein Bruder mich in Hamburg besucht hat, mit ihm habe trinken müssen.

»Was ist los?«

Meine Frau hat sich neben mich gestellt, ein Schritt weiter und sie fällt den Abgrund hinunter.

»Nichts ist los«, sage ich und denke darüber nach, wenigstens für einen kurzen Augenblick, ob es mir etwas ausmachen würde, wenn Monika einen Schritt vorwärts machen würde.

Weinen würde ich nicht, auch nicht trauern, jedenfalls nicht öffentlich. Die Vorstellung, die

ganze verlogene, parasitäre Meute zu sehen, die sie als Freunde bezeichnet, ist schon Grund genug, sie zurückzuhalten, sogar unter Einsatz meines Lebens.

Als meine Eltern bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommen sind, habe ich auch nicht geweint. Erst auf dem Friedhof, als alle geweint haben, erst da habe ich auch zu weinen angefangen. Aber diese Tatsache hat nichts zu bedeuten, ist kein Ausdruck von Empfindung, sondern eher eine Solidaritätsregung. Ich weine auch bei Unterhaltungssendungen, wenn zum Beispiel der Kandidat 100.000 gewonnen oder sie gerade verloren hat.

Sie bohrt weiter.

»Du hast doch was.«

»Ich habe nichts. Was soll ich auch haben? Ich genieße die Natur, die neuen Eindrücke, ach du weißt schon!«

Ein Schritt weiter, und sie stellt keine Fragen mehr.

»Weißt du, an was mich die Färbung des Wassers erinnert? Da kommst du nie drauf!«

Sie geht ein paar Schritte zurück, Steine fallen den Abgrund hinunter.

»Kannst du dich noch daran erinnern, wie uns dein Bruder besucht hat und er uns diese herrlichen Drinks ausgegeben hat, die so wunderbar originell geschmeckt haben?«

Ein paar Schritte nach vorne und ich würde sie schnell vergessen haben. Erst jetzt schlagen die Steine auf.

»Eine Million würde ich dafür geben, um einmal in deinen Kopf hineinschauen zu können. Eine Million für deine Gedanken!«

Resigniert geht sie zum Auto zurück. Ich glaube ihr kein Wort und hülle mich weiter in Schweigen. Der Abgrund ist doch tiefer als ich anfangs geglaubt habe.

Obertauern ist erreicht.

Obertauern, ein Wintersportort, fast nur aus Hotels und Freizeitanlagen bestehend.

Wir steigen aus dem Wagen, ein heftiger eiskalter Wind weht uns entgegen. Die Kälte treibt uns in eines der wenigen offenen Hotels, wo wir Kaffee bestellen.

Ich sitze meiner Frau gegenüber, ihr Gesicht ist durch den Temperaturwechsell leicht gerötet, dadurch wirkt es fraulicher, rundlicher; beinahe ein Grund sie zu küssen. Sie reicht mir ihre eiskalte Hand, die ich wärmen muss. Meine Hände sind immer warm, resultierend aus einer Überfunktion der Schilddrüse, eine Störung, die ich seit der Pubertät habe.

»Wir sollten mal im Winter hierher fahren, zum Skifahren«, sagt Monika mit einem Lächeln, das ich kenne. Es ist das Lächeln einer Frau, die ihrem Mann signalisiert, dass sie jetzt auf der Stelle mit ihm schlafen möchte. Ich rufe den Kellner an den Tisch, da es keinen Zweck hat, ihre Bitte abzuschlagen.

Eine halbe Stunde später liegen wir nackt auf dem Bett, und ich darf endlich eine Zigarette rauchen. Hinterher darf ich immer eine Zigarette rauchen, das ist die einzige Ausnahme - die *Zigarette danach*, weil sie wie ich französische Filme mag.

»Es war schön«, sagt meine Frau. Seit drei Jahren kennen wir uns, seit zweieinhalb sind wir verheiratet, und ihr genügt eine halbe Stunde.

Ich schaue aus dem Fenster, kann ein bisschen Himmel entdecken, blaugraue Wolken, die ausreichen, in Gedanken ganz woanders zu sein.

Elfi und ich betreten das kleine Zimmer im ersten Stock. Es hat viel Mühe gekostet, sich an meinem Großvater vorbeizuschleichen, der unten in der Stube vor dem großen Kachelofen eingeschlafen ist. Elfi ist gelernte Schneiderin, und ich habe gerade mit Ach und Krach mein Abitur in einem Internat in Deutschland bestanden.

Seit zwei Jahren zum ersten Mal wieder in Weißberg. Den ganzen Abend habe ich dazu gebraucht, Elfi klarzumachen, dass ich nicht aus eigener Schuld zwei Jahre von Weißberg ferngeblieben bin; mein Großvater hat es so gewollt. Sie glaubt mir und ist verliebter als je zuvor.

Sie zieht sich aus. Auf diesem Gebiet scheint sie eine Menge Erfahrung gemacht zu haben; sie lässt sich viel Zeit dabei.

Wir lieben uns die ganze Nacht. Am Morgen, als es bei mir beim besten Willen nicht mehr

geht, steht sie auf, zieht sich an, wirft mir noch einen Kuss zu und ist auch schon durch die Tür.

Ich schaue aus dem Fenster, ein bisschen Himmel ist zu erkennen. Blaugraue Wolken ziehen vorbei.

So wie jetzt, nackt auf dem Bett und neben mir Monika. Da nützt es auch nicht, dass ich in der Hand eine Zigarette halte, an der ich ab und zu kräftig ziehe. Monika küsst mich und betastet meinen Bauch.

Elfi und ich, daraus hätte etwas werden können, wäre da nicht der übermächtige Großvater gewesen. Der Großvater, der seinen Universalerben wohl besser verheiraten wollte, traf damals alle wichtigen Entscheidungen für mich. Viel zu lange hatte ich mich ihm gebeugt, ehe mir klar wurde, dass es für viele Dinge zu spät war. So setzte beispielsweise der Großvater, als er von der Verbindung mit Elfi erfuhr, sie einfach in den Zug, der sie nach Wien brachte, wo er ihr - telefonisch, für ihn war das ein leichtes - eine lukrative Arbeit besorgt hatte. Mir kaufte er eine Eigentumswohnung in Köln, wo ich Betriebswirtschaft oder Jus studieren sollte.

Erst viel später, bei meinem ersten Wien besuch, erfuhr ich von Elfi, wer damals hinter allem gesteckt hatte. Sie hatte durch die Zwangsumsiedlung viel gelernt, vor allem, worauf es im Leben ankommt. Den Mächtigen hatte sie sich zu beugen, dann ging es ihr gut, dann ließ man sie leben, gab ihr sogar die Möglichkeit, ihr Leben, ihr kleines Wiener Leben, selbst einzurichten.

So hatte sie sich, nach der Zeit nach Weißberg, sehr verändert. Ich dagegen wollte ihre Veränderung nicht wahrhaben, mich nicht den zwangsläufigen Veränderungen beugen.

Als sie mir einen Monat später - ich hatte gerade meine Wohnung verkauft, um zu ihr nach Wien zu ziehen und dem übermächtigen Großvater endgültig zu zeigen, dass ich in der Lage bin, mein Leben selbst zu organisieren - am Telefon sagte, dass sie mich nie mehr wieder sehen wollte, packte ich dennoch meine Koffer und fuhr nach Wien.

Für einen Monat nistete ich mich in der Pension Aclon, nahe dem Graben, ein und betrank mich täglich.

Ein Schrei weckt mich, holt mich in die Gegenwart zurück. Der Schrei, jetzt nur noch ein Wimmern, kommt aus dem Badezimmer. Ich laufe ins Bad, rutsche auf der Matte vor der Duschkabine aus und falle mit voller Wucht auf den Steiß. Monika wimmert immer noch, ich raffe mich auf und öffne die Duschkabine, aus der Monika, wie ein Derwisch tanzend, herausgehüpft kommt. Ihr Rücken weist leichte Verbrennungen auf. Ich folge ihr hinkend und unter Schmerzen ins Schlafzimmer. Für einen kurzen Moment schauen wir uns an, jetzt beide in der gleichen Tonlage wimmernd, dann lachen wir los.

Das erste Gemeinsame: ein schönes, befreiendes Lachen. Unsere gemeinsame Fahrt scheint Früchte zu tragen.

»Sollen wir hier bleiben?«

Ihre Augen entwickeln sich wieder zu Eulenaugen, ich muss aufpassen.

Ich ziehe mir etwas über, suche in der Tasche nach der Autokarte und erinnere sie an ihren Zeitplan, was sie schnell in ihre Kleider schlüpfen lässt.

Dann erkläre ich ihr, wie ich fahren möchte. Meine Route liegt weit entfernt von der ihren, weit entfernt von unserem eigentlichen Reiseziel Klagenfurt, aber sehr nahe der orangeblinkenden Laterne von Weißberg.

Ohne die höchstgelegenen Feuchtbiotope Österreichs gesehen zu haben, verlassen wir Obertauern, diesen windigen Ort.

Wir fahren in die Nacht hinein, Straßenschilder tauchen immer wieder aus der Dunkelheit auf. Jeweils für einen Moment kann ich die Namen Althofen, Maria Pfarr, Wölting, Judendorf, Ramingstein, Kendlbruck, Predlitz, Stadl durch das grelle Licht der Scheinwerfer erkennen.

Während wir durch die Nacht fahren, betrachte ich Monika von der Seite. Mich zu konzentrieren, über irgendetwas nachzudenken, beispielsweise darüber, warum die Würzburg ausgerechnet Würzburg heißt und nicht Würzschloss, habe ich aufgegeben. Bei der Radiomusik,

bei der Autofahrradiomusik des Österreichischen Rundfunks, die auch noch regelmäßig durch Werbespots unterbrochen wird, *erbrochen* wäre das treffendere Wort, ist es unmöglich, sich zu konzentrieren.

Der Österreichische Rundfunk ist eine staatlich subventionierte Gehirnwäsche für jedermann. Nicht die Tatsache, dass es im Österreichischen Rundfunk Werbeblocks gibt, stört mich, die gibt es in der Bundesrepublik auch, es ist die Stimme des Schauspielers, der in Österreich sogar schon als *Mister Werbung* angesprochen wird. Diese immer gleich bleibende, wieder erkennbare Stimme ist das Fürchterliche, Marternde. Hat sich eben noch die Stimme für einen gesunden Lebenswandel durch Milch ausgesprochen, so preist sie jetzt, so schmackhaft eine Biersorte an, dass man direkt Durst bekommt. Da muss man auf die Dauer schizophr werden.

Als ob dies nicht ausreichen würde, einen verrückt zu machen, schicken sie, wer immer das sein mag, noch als Krönung, gewissermaßen als Nachschlag, zwischen der Musik ihre *Moderatoren* ins Feld. Gott sei Dank braucht man sie nicht zu sehen, wenn sie ihre Hohlheiten zum Besten geben. Der Österreichische Rundfunk dient ihnen als Sprungbrett zur großen Karriere, glauben sie. Aus diesem Grunde ist für mich ihre Anbiederei auch nichts Außergewöhnliches. In den siebziger Jahren sind aus ihnen die österreichischen Liedermacher hervorgegangen, um uns mit ihrem unermesslichen Weltschmerz zu beglücken. Ein paar pfiffige Sprüche, denken sie, und schwupp ist man im Fernsehen. Das Schlimme daran ist, dass es wirklich so funktioniert.

In dem Moment, als eine sonore schleimige Stimme den Wetterbericht für ganz Österreich verkündet, knallt mein Kopf gegen die Windschutzscheibe. Meine Frau ist in die Eisen gestiegen und weigert sich weiterzufahren. Sie studiert die Straßenkarte, wirft einen giftigen Blick zu mir herüber, bevor sie den Wagen wendet und wir die Strecke zurückfahren.

Straßenschilder, auf denen die Namen Stadl, Predlitz, Kendlbruck, Ramingstein, Judendorf, Wölting, Maria Pfarr, Athofen stehen, tauchen Momentweise im Scheinwerferkegel auf, bevor wir den Zubringer zur Autobahn nach Klagenfurt erreichen.

4.

Nachdem ich alle Koffer in den zweiten Stock unseres Hotels habe allein tragen müssen, weil meine Frau gegen ein Uhr nachts den Portier aus dem Bett geklingelt und dieser keine Anstalten gemacht hat, mir zu helfen, bin ich sofort in einen tiefen Schlaf gefallen, ohne, wie einen Abend zuvor, noch eine Zigarette am Fenster zu rauchen.

Klagenfurt, Hauptstadt Kärntens, Landeshauptstadt, Stadt mit den angeblich schönsten Arkaden Österreichs.

Meine Frau hat mich schon früh am Morgen verlassen und ist auf Motivsuche gegangen. Ich sitze in einem Straßencafé nahe dem Alten Platz, genieße die Morgensonne und das Alleinsein.

Klagenfurt ist die erste Stadt gewesen, die ich als Kind zu Gesicht bekommen habe. Klagenfurt kenne ich wegen der alljährlichen Holzmesse, auf die mich mein Großvater seit meinem vierten Lebensjahr mitgenommen hat. Alljährlich hat mich mein Großvater von Messestand zu Messestand geschleift, in der Hoffnung, mich frühzeitig für das Holzgeschäft begeistern zu können. Die bunten Lichter des dazugehörigen Jahrmarktes sind mir in Erinnerung geblieben, die Holzmesse als solche nicht. Ich erinnere mich, dass ich spät am Abend meinen total besoffenen Großvater habe in die Pension bringen müssen, wo wir uns dann beide in aller Regelmäßigkeit übergeben haben; er wegen dem Alkohol, ich wegen zuviel Zuckerwatte und zuviel Türkischem Honig.

Heute glaube ich, dass mein Großvater mich nur mitgenommen hat, um bessere Geschäftsabschlüsse machen zu können; ich wurde sozusagen als Maskottchen benutzt.

Bei einem dieser Klagenfurtbesuche, ich bin acht Jahre alt gewesen, habe ich von meinem Großvater mein erstes Buch geschenkt bekommen. Ich besitze es heute noch: *Das Kärntner Sagenbuch*, 326 Seiten. In einem Tag und in einer Nacht habe ich es ausgelesen und bin ein wenig enttäuscht gewesen, weil Weißberg in der Kärntner Sagen- und Märchenwelt keine Rolle gespielt hat. Andererseits bin ich auch ganz froh gewesen, dass Weißberg von Hexen, Lindwürmern, bösen Gnomen und anderen unheimlichen Fabelwesen verschont geblieben ist. Seit dieser Lektüre bin ich ohne Furcht in den feuchten dunklen Keller gegangen, in dem meine Großmutter ihre Marmeladengläser aufbewahrt hat.

Es muss für meinen Großvater eine sehr erfolgreiche Messe gewesen sein, denn obendrein hat er mir noch einen Hundertschillingschein für mein Sparschwein geschenkt.

Vor sechs Jahren bin ich das letzte Mal in Klagenfurt gewesen. Es ist ein heißer und schöner Sommer gewesen, an den ich mich gerne zurückerinnere. Hier habe ich die Bekanntschaft einer Wiener Schauspielerin gemacht, die es verstanden hat, mich in ihre Träume miteinzubeziehen. Ja, in diesem Sommer habe ich mich wieder zu Hause gefühlt, in einem Menschen zu Hause gefühlt.

Aber wie alles, was ich angefangen habe, ist auch diese Beziehung von mir zerstört worden, besser gesagt, ist auch diese Beziehung an meiner Geldlosigkeit gescheitert. An der Geldlosigkeit wäre ich damals zu Grunde gegangen, weil alles, was ich in meinem bisherigen Leben vorgehabt habe, an der Geldlosigkeit gescheitert ist und mein kärntnerischer Stolz es mir nicht erlaubt hat, etwa Geld bei meinen noch lebenden Verwandten zu erbitten.

An meinem Kärntner Stolz und an meiner Geldlosigkeit bin ich immer und immer wieder gescheitert, bis zu dem Tag, an dem mich Monika aufgeklaut hat wie eine kostbare Walderdbeere.

Von weitem sehe ich Monika auf den Alten Platz zukommen, [um den Hals zwei Photoapparate, über einer Schulter die schwere Phototasche. So ausgestattet unterscheidet sie sich nicht von den Touristen, die im Sommer in aller Regelmäßigkeit die Stadt befallen. Diese Touristen stehen dann vor den alten Burgen und Gemäuern und schießen ihre Photos, die sich von den Ansichtskarten, die die Trafikantin zum Kauf anbietet, nicht unterscheiden. Der deutsche Tourist, beispielsweise in Österreich, ist leicht zu erkennen. Er kennzeichnet sich vor allem durch Sonnenbrand, zu weite Shorts und Photoapparate. Da ganz Österreich ein Familienurlaubsland ist, tauchen sie auch hier, auf dem Alten Platz, in Rudeln auf. Krebsrot und

uniformiert belagern sie den Alten Platz und photographieren, was das Zeug hält. Müde lässt sich meine Frau nieder.

»Ist das eine Hitzel!«

Ich schiebe ihr meine Halbe hinüber. Schweigend sitzen wir, schweigend für eine längere Zeit, bis sie den Vorschlag macht, am Nachmittag etwas *Gemeinsames* zu unternehmen. Ich willige ohne Widerspruch ein, es ist sowieso Zeit, im Hotel wartet das Mittagessen auf uns.

Ausgerechnet in das bekannteste und von daher teuerste *Strandcafé* von Velden muss mich meine Frau schleppen. Meine anfängliche Weigerung, überhaupt nach Velden zu fahren, wo doch Krumpendorf oder Pörtschach viel näher lägen, hat nichts genützt. Auch ist es ein taktischer Fehler gewesen, ihr gerade dieses, das bekannteste und von daher teuerste *Strandcafé* von Velden ausreden zu wollen.

Genau an jener Stelle, wo alljährlich diese unsäglichen Filme gedreht werden, diese unrühmlichen *Wörtherseefilme*, genau dahin muss mich meine Frau schleppen, obwohl doch Krumpendorf oder Pörtschach viel näher liegen.

Wenn man in einem österreichischen gastronomischen Betrieb eine Speisekarte in drei Sprachen vorgelegt bekommt, sollte man es schnellstens wieder verlassen. Dieses besagte *Strandcafé* in Velden hat natürlich eine Speisekarte in drei Sprachen.

Wir sitzen auf der Terrasse, von wo aus man die winkenden Wasserskifahrer beobachten kann. Diese grinsenden sportlichen Typen, die aufrechtstehend einem unentwegt zuwinken, sind mir unerträglich. Meine Frau winkt natürlich unentwegt zurück, was mir unendlich peinlich ist. Ihr Winken wird noch durch lang gezogene Hallos lautstark unterstützt, sodass die Bedienung mich schon mehrmals mitleidig angeschaut hat. Ich bestelle mir ausnahmsweise »ein Viertel Weiß!« und ziehe unauffällig meinen Bauch ein.

Meine Frau hält es aber nicht lange auf ihrem Sessel; um ihre ständige Unternehmungslust zu befriedigen, möchte sie sich ein wenig die Gegend anschauen. Da ich mich aber weigere mitzukommen, zieht sie schmollend alleine los.

Als die Kellnerin wieder an meinen Tisch kommt, lade ich sie ein, sich ein wenig zu mir zu setzen. Sie erzählt mir, dass sie aus Nußdorf sei und nur in der Hauptsaison hier arbeite. Ich ertappe mich dabei, wie meine Stimme immer mehr in den Kärntner Dialekt fällt. Ich rede mit ihr, ohne dem Inhalt unseres Gesprächs Bedeutung beizumessen, nur um meine Stimme zu hören, meine immer kräftiger werdende Kärntner Stimme. Und mit der immer kräftiger werdenden Kärntner Stimme richtet sich mein Körper auf. Plötzlich scheint mir mein Bauch nicht mehr zu dick und mein Kreuz nicht mehr so verbogen.

Eine Weile sitzen wir so, sie meiner Stimme zuhörend, ich meiner Stimme zuhörend. Auf jeden Fall verstehen wir uns prima in einer für mich unerklärlichen, geradezu unheimlichen Weise. Wie durch einen Zauber sind wir durch den Klang meiner Stimme miteinander verbunden. Dann gewinnt der Geschäftsführer plötzlich eine besonders auffällige Präsenz, er steht in seiner schweren Kärntner Art, die Arme steif nach unten gerichtet, herum, sodass man ihn unmöglich übersehen kann, und die nette Bedienung aus Nußdorf, die nur in der Hauptsaison in Velden, im bekanntesten und von daher teuersten *Strandcafé*, arbeitet, muss wieder an die Arbeit, dreisprachige Speisekarten verteilen. Bevor sie geht, verabreden wir uns für Mittwoch.

Kurz danach taucht meine Frau auf, und mir wird klar, dass die plötzliche Auffälligkeit des Geschäftsführers, der sonst nur operettenhaft in seinem Kärntner Trachtenanzug die Promenade auf- und abgeht und jeden überfreundlich mit einem lang gezogenen »Grüß Gott!« bedenkt, kein Zufall gewesen ist.

»Schade, dass du nicht mitgekommen bist!«, sagt Monika.

In dieser Nacht, meine Frau schläft schon, stehe ich am Fenster, starre in die Kärntner Dunkelheit, rauche eine Zigarette und freue mich auf den kommenden Mittwoch. Mittwochs hat die Kellnerin aus Nußdorf immer ihren freien Tag.

5.

Mittwoch. Der erste Regentag. Während der Nacht ist ein Gewitter aufgezogen und über der Stadt geblieben.

Monika sitzt seit dem frühen Morgen im Speisesaal des Hotels und zeichnet Arkaden. Den ganzen Tag zeichnet sie eine Arkade nach der anderen.

Als Kind hat mir meine Großmutter auch immer etwas zu malen gegeben, wenn es geregnet hat. Bei Gewitter wurden Petroleumlampen aufgestellt, von deren Geruch mir immer schlecht geworden ist. Großmutter hat, während ich gemalt habe, Kleider gestopft oder Lederherzen, vor allem rote, ausgeschnitten. Lederherzen sind ihre Spezialität gewesen, zu meines Bruders und meinem Leidwesen. In der Schule sind wir für unsere meist roten Lederherzen auf den Knien ausgelacht worden. Ich besitze heute noch einen dicken Winterpullover mit Lederherzen auf den Ellenbogen.

Mein Großvater ist mit einem Bediensteten draußen bei unserem eigenen kleinen Wasserkraftwerk gewesen, um die Wasserrohre von Geröll freizuhalten.

Genau wie ich damals in der Küche der Großmutter gesessen bin, genau so sitzt Monika in dem großen Speisesaal des Hotels, den linken Arm auf dem Tisch, und zeichnet.

Ausgerechnet heute muss es regnen, wo ich doch mit der Kellnerin aus dem bekanntesten und von daher teuersten *Strandcafe* von Velden verabredet bin. Bei dem schlechten Wetter wird sie sicherlich in Nußdorf geblieben sein und erst gegen Abend nach Klagenfurt kommen. Um die Zeit zu überbrücken, werde ich Klagenfurt bei Regen erkunden. Der wahre Charakter einer Stadt zeigt sich erst bei Regen. Erst wenn der Regen die trügerischen Farben weggespült hat und sich die Stadt grau in grau präsentiert, erst dann ist es möglich, sich ein Bild von dem Charakter einer Stadt zu machen.

Den St. Veiter Ring entlanggehend, atme ich die leicht schwefelhaltige Regenluft ein. Vielleicht sollte ich zum See hinausfahren. Ein Gebirgssee im Regen ist ein wundervoller Anblick. Darüber nachdenkend, überquere ich die Straße.

Und da passiert es. Ein Wagen kreuzt mit überhöhter Geschwindigkeit meinen Weg. In allerletzter Sekunde mache ich einen Satz zur Seite, und das Auto rast an mir vorbei.

Da wäre es also fast passiert. Wäre mein Leben genau wie das meiner Eltern und meines Großvaters durch ein Auto vorzeitig beendet gewesen.

Ich setze mich auf eine Bank; die Bank ist nass.

Erst meine Eltern auf der Landstraße zwischen Bad Tölz und der Autobahn *München - Salzburg*, dann mein Großvater, Jahre später, mit einem Kranz über der Schulter, leicht torkelnd, auf einer Straße in Villach. Angeblich ist er selbst schuld gewesen, weil er betrunken gewesen ist. Alle Betrunkenen sind selbst schuld, sind immer schuld, wenn sie überfahren werden - was für ein Blödsinn.

Autofahrer sind potentielle Mörder; und Selbstmörder - wie man am Beispiel meiner Eltern sehen kann. Nicht mehr und nicht weniger.

Jetzt hätte es mich also fast auch erwischt, wäre ich auch durch ein Auto ums Leben gekommen.

Meine Frau würde dies Schicksal nennen, meine Schwiegermutter alles auf die Sterne schieben. Jährlich sterben tausende Menschen auf unseren Straßen, aber das stört niemanden. Man freut sich ja schon, wenn es ein oder zwei Tote weniger sind als im Vorjahr.

Ich suche das nächste Lokal auf und bestelle mir einen doppelten Cognac und eine Halbe.

Als die Nachricht vom tragischen Autounfall meiner Eltern meinen Großvater erreicht hat, ist er noch am selben Tag nach München aufgebrochen. Ich bin nicht gefragt worden, ob ich mitfahren wollte. Ohne ein Wort hat er ein paar Sachen gepackt und ist losgefahren; dort hat er die privaten Dinge aus der Wohnung geräumt und ist zwei Tage später wieder in Weißberg eingetroffen. Eine ganze Woche lang hat er sich in sein Arbeitszimmer eingeschlossen, das ich zu

seinen Lebzeiten nie betreten habe. Meine Großmutter hat sich um alles kümmern müssen: Einladungen schreiben, den Pfarrer benachrichtigen, für eine Überführung sorgen, all die Dinge, die getan werden müssen. Meinen Großvater hat sie bei allen entschuldigt und etwas von einem Schwächeanfall gesprochen. Dabei habe ich ihn nachts mehrere Male laut lachen gehört.

Erst viel später, nach dem Tod meines Großvaters, habe ich erfahren, welcher Beschäftigung er eine Woche lang in seinem Arbeitszimmer nachgegangen ist. Nach seinem Tod fand ich in einer Schachtel, sorgfältig aufgehoben, unzählige Photographien meiner Mutter. Auf den Bildern, auf denen ursprünglich auch mein Vater mit darauf gewesen ist, befinden sich nur noch die Umrisse meines Vaters. Der Großvater hat ihn einfach überall herausgeschnitten. Selbst auf dem Hochzeitsphoto ist er von ihm sorgfältig ausgeschnitten worden.

Die ganzen persönlichen Dinge meiner Familie sind später, nach dem Tod meines Großvaters, in die Hand meiner Kusine gekommen. Ich besitze heute kein einziges Bild von meiner Familie, worüber ich aber nicht im Geringsten traurig bin. Die wenigen Photographien, die ich besessen habe, sind mir im Laufe der Zeit abhanden gekommen.

Durch das Abhandenkommen der Bilder haben sich andere Bilder in mir festgesetzt, so stark, dass ich glaube, dass sie unauslöschlich sind.

Monika dagegen liebt Bilder, schon aus beruflichem Interesse. Als Journalistin fotografiert sie, was das Zeug hält, entwickelt und vergrößert selber. In unserer Hamburger Wohnung sind alle Wände, mit Ausnahme meines *Arbeitszimmers*, mit Bildern voll gehängt.

In Weißberg hat es für mich nur eine wichtige Photographie gegeben. Ein Familienphoto, mit Großvater, Großmutter, meiner Mutter, meinem Vater, meinem Bruder und mir. Es hing in der Küche über der Sitzecke. Eines Tages hat mein Vater gefehlt, auch dort war er sorgfältig ausgeschnitten worden.

Ich habe das Bier und den Cognac ausgetrunken und schlendere weiter in Richtung des Lokals, in dem ich mit der Kellnerin des berühmtesten und daher teuersten *Strandcafés* von Velden verabredet bin.

Diese Photographie, mit dem Loch an der Seite, dem Schattenriss, und ein Hinweisschild: *5 km bis Weißberg* hat sich mein Bruder unter den Nagel gerissen, um sie, wie er auf der Beerdigung meines Großvaters gesagt hat, in seinen Partykeller zu hängen. Dabei hat mein Bruder immer nur von einem *Drecknest* gesprochen, wenn von Weißberg die Rede gewesen ist. Weißberg ist nie über seine Lippen gekommen, immer nur *Drecknest*. Obwohl mein Bruder, im Gegensatz zu mir, viel besser nach Weißberg gepasst hat, hat er immer nur von einem *Drecknest* geredet. Er, der schon früh Traktor gefahren ist, in einem Chor und in einer Blaskapelle mitgewirkt hat, hätte in Weißberg, im ganzen Tal, wenn nicht sogar in ganz Kärnten, eine wunderbare Karriere gemacht. Wer vermögend und musikalisch ist, hat nicht nur Erfolg bei den Frauen. Ich bin mir sicher, absolut sicher, dass ein oder zwei Kinder in Weißberg und Umgebung auf seine *Rechnung* gehen.

Er hat sich nie um die Zukunft gekümmert, immer nur so in den Tag gelebt, immer nur für den Tag gelebt und dadurch, dass er immer nur für den Tag gelebt hat, wunderbar nach Weißberg gepasst.

Auch als er dem Herrn Pfarrer die goldene Uhr geklaut hat, weil dieser zwei besessen und auch beide immer getragen hat, ist er von meinem Großvater nicht bestraft worden; der Großvater ist nämlich der Meinung gewesen, dass ein Pfarrer bescheiden zu leben habe, und zwei Uhren seien absoluter Luxus. Der Pfarrer ist es dann gewesen, der meinem lieben Bruder die erste Tracht Prügel in seinem Leben verabreicht hat, was zur Folge gehabt hat, dass mein Großvater der einzige gewesen ist, der bei der sonntäglichen Messe nichts in den Opferstock getan hat. Uns Kindern ist es unter Strafe verboten gewesen, unser Sonntagsgeld, wenn auch nur einen Schilling, in den Opferstock zu werfen. Da wir Kinder aber immer vorne gesessen sind und unser Großvater hinten gesessen ist, ist es ihm nicht aufgefallen, wenn wir doch unsere Schillinge dem Herrn Pfarrer in seinen *Beutel* geworfen haben. Diese Handlungsweise ist rein egoistischer Natur gewesen, weil wir Angst gehabt haben, ohne unsere hineingeworfenen Schillinge nicht in den Himmel zu kommen.

Als mein Bruder das erste Mal mit meinen Eltern in München gewesen ist, sei das *Kapitel Weißberg*, wie er mir bei seinem letzten Hamburgbesuch mitgeteilt hat, für ihn abgeschlossen gewesen. Ich sei ein sentimentaler Trottel, hat er gemeint, einer, der dem Gestrigen hinterherläuft und nicht merkt, dass er es nie erreichen kann - als wenn ich das nicht selbst wüsste. Außerdem sei ich ein Versager auf der ganzen Linie. Nicht nur, dass ich mein gesamtes Erbteil verschenkt hätte - nein, dies wäre nicht das Schlimmste - aber, dass ganz Weißberg, wenn nicht sogar das ganze Tal, mich hasst, weil ich sie ins Unglück gestürzt hätte mit meiner Großzügigkeit, das sollte mir doch zu denken geben.

Er, mein Bruder, hat sich im Gegenteil zu mir, sein Erbteil auszahlen lassen und es in exzessiven Nächten in München auf den Kopf gehauen.

Ja, mich hat er immer nur mitleidig belächelt, wenn ich von meinem Weißberg gesprochen habe.

»Wie kannst du immer noch an diesem *Drecknest* hängen? Merkst du denn nicht, dass dein Versagen, dein ewiges Scheitern, egal was du anfasst, seinen Ursprung in diesem *Drecknest* hat. Vergiss es einfach!«

Die Kellnerin des teuersten und bekanntesten *Strandcafés* am Wörther See holt mich zurück aus meinen Gedanken. Grüne Augen und ein brauner Teint. Ich mag grüne Augen und einen braunen Teint und lächle sie an.

Binnen kurzem sind wir in ein Gespräch über meine Vergangenheit verstrickt, dem Thema, das mich offenbar zunehmend, ja hauptsächlich zu beschäftigen scheint; schon in Hamburg hat es mich vermutlich hauptsächlich beschäftigt, auch wenn es mir nicht ganz klar gewesen ist. Meine ganze Erstarrung, meine ganze Weltablehnung muss wohl hier versteckt sein: in Kärnten, in Weißberg.

»Warum bist weggangen?«

»Ich weiß nicht«, antworte ich und ertappe mich dabei, wie ich hochdeutsch rede.

»Ich bin als Kind...«, gegen alle Vernunft fahre ich fort und merke dabei ihrem Blick an, dass sie nicht zuhört, sondern nur meiner Stimme lauscht.

Ich erzähle von meinem Großvater, von Elfi, meinem Lehrer, dem Herrn Pfarrer und den anderen mir damals wichtigen Personen. Ich kann stundenlang erzählen, gut und spannend erzählen, wenn mein Gegenüber nicht zuhört, sondern nur meiner Stimme lauscht.

Monika hört immer gut zu, hört zu gut zu. Sie stellt dann, meist schon nach kurzer Zeit, Fragen, unangenehme Fragen. Sie glaubt, mir durch ihre Vielfragerei beweisen zu müssen, was für ein aufmerksamer Mensch, was für eine gute Zuhörerin sie doch ist.

Durch ewige Fragerei aber, durch ewiges Dazwischenreden, wird der Rhythmus der Sprache und alles, was anfangs melodisch, durchdacht klingt, sofort zerstört. Die Journalisten sind die allerzerstörerischsten Zuhörer. Vielleicht nur aus diesem Grund ist meine Frau Journalistin geworden.

Meine Frau ist eine gute Zuhörerin, eine zu gute Zuhörerin. Darum erzähle ich ihr wenig.

Am Anfang, als wir uns kennen gelernt haben, habe ich mich nur auf ihre Augen konzentriert. Ihre Augen sind für mich das Interessante gewesen, ihre Augen haben mich getäuscht, haben mir eine *Lauscherin* vorgetäuscht. Dabei ist sie niemals, auch nicht vor unserer gemeinsamen Zeit, eine *Lauscherin* gewesen. Meine Frau gehört zu den seltenen Menschen, die mit den Ohren sowie mit den Augen zuhören können, beziehungsweise den Eindruck erwecken, dass sie mit den Augen zuhören und mit den Ohren lauschen.

Die so genannten *guten Zuhörer* sind mir die Verhasstesten. Wenn sich jemand im Vorfeld, bevor ich angefangen habe, überhaupt etwas zu sagen, damit brüstet, ein guter Zuhörer zu sein, bleib' ich stumm, dann rede ich nicht, erzähle nichts, weil es keinen Sinn hat, jemandem etwas zu erzählen, der sich als *guter Zuhörer* ausgibt und meine Sprache, meinen Sprachfluss durch ein floskelhaftes, erziehungsbedingtes »Ja, ja« unterbricht oder irgendwelche blödsinnigen Fragen stellt, deren Antworten ihn sowieso nicht interessieren.

Wenn sich aber die Kellnerin aus Nußdorf an ihrem freien Tag Zeit nimmt, mich zu sehen,

und mir eine Frage stellt, so ist dies eine vollkommen andere Sache. Denn mit der Frage: »Warum bist weggangan?« berühren sich unsere Hände zum ersten Mal und geben dadurch der Frage einen ganz anderen Hintergrund, eine ganz andere Bedeutung.

Gegen vier Uhr früh fahren wir nach Nußdorf in die beginnende Morgendämmerung hinein. Zwei Flaschen *Grüner Veltliner* lassen mir die linke Seite meines Doppelbettes in Klagenfurt egal sein. Der Geruch der Bluse meiner Fahrerin, der Waschmittelgeruch, unterstützt mich dabei. In Nußdorf werde ich also wach werden, denke ich, und muss mich festhalten, da sie die Kurven naturgemäß, wie sich das für Kärntner Autofahrer gehört, die kurvenreiche Strecken gewohnt sind, sehr eng nimmt. Anscheinend benutzen alle Kärntner dasselbe Waschmittel, denn es ist derselbe Geruch, den ich auch von Elfi her kenne, ihn nicht vergessen habe, obwohl es schon so viele Jahre zurückliegt. In gewisser Hinsicht bin ich ein Geruchsmensch, Gerüche haben für mich eine außerordentliche Wichtigkeit; besonders der Geruch dieses Waschmittels, dessen Namen ich nie erfahren habe, stimuliert mich geradezu. Dieses Waschmittel, das es wohl nur in Österreich gibt, da ich es in Deutschland noch nie gerochen habe, ziehe ich jedem teuren Parfüm vor. Dieses Waschmittel erinnert mich immer und immer wieder an meine schöne Zeit, an meine schönste Zeit in Weißberg.

Die schönste Zeit, die ich in Weißberg verlebt habe, ist zweifellos die mit Elfi gewesen. Die Zeit mit Elfi und folglich auch die mit dem besagten Waschpulver ist wohl in mir unauslöschlich. Durch dieses Waschmittel hat die Kellnerin aus Nußdorf, die im bekanntesten und von daher teuersten *Strandcafe* von Velden arbeitet, meine Zuneigung gewonnen. Ohne den Geruch des besagten Waschmittels würde ich wohl kaum jetzt in diesem Wagen sitzen und eine halbsbrecherische Fahrt in Kauf nehmen, deren Ende, so Gott will, in Nußdorf sein wird.

Die Frage, wie viel Männer sie wohl pro Saison mit nach Hause nach Nußdorf nimmt, verdränge ich. Es reicht, dass mich der Geruch des besagten Waschmittels in eine Zeit, nämlich in die *Weißberger Zeit*, die mit Elfi, zurückwirft.

Nur ein einziges Bild habe ich von Elfi besessen. Es zeigte sie sechzehnjährig, liegend auf einer Wiese, eingebettet in Kornblumen und in Klatschmohn, im Hintergrund die mächtigen Berge von Weißberg. Auf der Rückseite der Photographie das Datum der Photoentwicklung und ein in Mädchenschrift geschriebenes: *Ich liebe Dich*. Dieses Bild habe ich von meinem sechzehnten bis zu meinem fünfundzwanzigsten Lebensjahr mit mir herumgetragen. Seit meinem sechzehnten Lebensjahr habe ich es bei mir getragen. An meinem fünfundzwanzigsten Geburtstag ist es vorbei gewesen mit der Zauberkraft des Bildes.

An jenem Tag stürzte ich mich in den Anblick eines Augenpaares und wurde mit nach Hause genommen. Am nächsten Morgen kam ich in den Genuss eines Milchkaffees auf Malzbasis. Der Kopf schmerzte leicht, eine Folge des übermäßigen Alkohol- und Nikotingenusses vom Vortrag. Gerade eben hatte sie sich ein rosa T-Shirt übergestreift, so langsam übergestreift, dass bei mir die Halsschlagader sichtbar pochte. Sie suchte Zigaretten. Anstatt der Zigaretten fischte sie aus meiner linken Innentasche das besagte Photo und hielt es fest in ihren fleischigen Fingern. Ein unsicheres Lächeln entwickelte sich zu einem breiten, ekelhaften Grinsen. Ein Wort folgte dem anderen, und schon war es zerrissen, das Bild, das ich seit meinem sechzehnten Lebensjahr mit mir herumgetragen hatte.

Nichts hat sich geregelt in mir. Tot, habe ich gedacht, jetzt ist sie endgültig tot, gestorben durch eine fleischige Frauenhand mit rotlackierten Fingernägeln. Eine Frage der Zeit, habe ich gedacht, ja es ist nur eine Frage der Zeit gewesen, und früher oder später hätte ich es verloren oder selber zerrissen.

Ich habe mich angezogen, bin nicht nach Hause, *sondern um Zigaretten gegangen*, um mich dann wieder zu meiner Mitspielerin ins Bett zu legen.

Die Stufen knarren, die Kellnerin des teuersten und bekanntesten *Strandcafes* vom Wörther See kichert, ich habe Angst. Wenn jemand wach wird, beispielsweise der Hausherr, habe ich keine Chance. Der Kärntner gehört zu jenem Menschenschlag, der möglicherweise erst *hinterher* die Fragen stellt. Verheiratet wird sie nicht sein, vielleicht verlobt, allerdings habe ich keinen Ring an

ihren Fingern gesehen. Vielleicht ein Freund, der momentan beim Bundesheer weilt.

In Anbetracht der laut knarrenden Stufen hätte ich vielleicht doch ein paar Fragen stellen sollen. Man stellt sowieso immer die falschen Fragen. Die richtigen Fragen fallen einem immer erst zu spät ein. Nur, wenn es zu spät ist, haben die richtigen Fragen keinen Sinn mehr. Fragen zu stellen, die dann oft sowieso die falschen sind, habe ich mir schon seit langem abgewöhnt. Mir stelle ich ab und zu ein paar Fragen, Trainingsfragen, damit das Innere nicht zur Ruhe kommt.

Jetzt, in Anbetracht der knarrenden Dielen und eines nervösen Kicherns meiner Begleiterin und Gastgeberin, kreist nur eine Frage in meinem Kopf herum: Warum habe ich ihr keine Fragen gestellt?

Unbeschadet erreichen wir ihr Zimmer im ersten Stock. Nach unserem Eintreten schließt sie die Tür und dreht den Schlüssel zweimal herum. Eine gute, vernünftige Vorsichtsmaßnahme, denke ich und fühle mich wie sechzehn, wäre da nicht mein Bierbauch, von dem ich immer das Gefühl habe, dass er an mir 'raufschaut, mich eines Besseren belehrt. Sie deckt die Nachttischlampe mit einem Tuch ab.

Wenn ich mit einer Frau zusammen bin, fühle ich mich allein. Umso hübscher sie ist, desto stärker mein Alleinsein. Ich habe mich immer nach dem Alleinsein gesehnt, genau so wie ich mich jahrelang nach Elfi gesehnt habe und dadurch allein gewesen bin.

Sie wirft ihren schwarzen BH in eine Ecke, nicht in einen Sessel, wie man es aus französischen Filmen kennt. Warum soll sie ihn auch in einen Sessel werfen, wo wir doch in Nußdorf sind und nicht in Paris? Sie zieht ihren Rock aus. Sie hat wundervolle Beine, die Kellnerin des bekanntesten und von daher teuersten *Strandcafes* von Velden.

Meine Mutter, die sich von jeher eingebildet hat, etwas Besonderes zu sein, hat immer vom *sündigen Kärnten* gesprochen. Wenn sie jemand gefragt hat, wo sie denn geboren sei, hat sie nie von Weißberg gesprochen, sondern immer nur vom *sündigen Kärnten* und dabei ihren Dialekt hinter dem Hochdeutschen versteckt. Mit einem gewissen Lächeln hat sie das immer gesagt, mit einem so genannten süffisanten Lächeln, hat sie immer vom *sündigen Kärnten* gesprochen.

Mein Vater dagegen hat immer von einem *wilden Kärnten* gesprochen. »Durchs wilde Kärnten«, hat er gesagt. Mein Großvater hat mir erzählt, ohne darüber seine Freude zu verbergen, dass mein Vater, bevor er meine Mutter geheiratet hat, einige Male von gleichaltrigen Dorfbewohnern, Nebenbuhlern, zusammengeschlagen worden ist. Dadurch ist wohl auch sein *wildes Kärnten* entstanden. »Durchs wilde Kärnten«, hat er immer gesagt und sich als eine Art *Kara Ben Nems* gefühlt.

Eine feine Herkunft habe ich, mein Bruder spricht vom *Drecknest*, wenn er Weißberg meint, meine Mutter mit einem so genannten süffisanten Lächeln auf den Lippen von einem *sündigen Kärnten* und mein Vater, sich als *Kara Ben Nems* fühlend, von einem *wilden Kärnten*.

Ich spüre Hände an meiner Hose. Die Hände versuchen meine Hose über meine Schuhe zu ziehen, was natürlich nicht funktioniert, sondern mich nur mit lautem Getöse zu Fall bringt. Nein, erst der Fall, dann das laute Getöse.

Unterdessen hat der Regen wieder eingesetzt, und die Wirklichkeit verschwindet hinter dicken Wassertropfen, die sich an einem kleinen Fenster in Nußdorf wie Blutegel festsaugen.

Da ich die Hände nicht mehr spüre, ziehe ich mich selber aus und lege mich zu der Kellnerin des bekanntesten und teuersten *Strandcafes* von Velden ins Bett. Bevor sie das schummrige Licht löscht, fragt sie mich, auf wie viel Uhr sie den Wecker stellen soll. Ich berühre ihre starken Unterarme und fahre mit den Händen bis zu den ausrasierten Achselhöhlen. Sie versucht, mir meine Unterhose auszuziehen, worüber ich einschlafe.

Am Morgen, wieder im Hotel, lege ich mich neben meine schlafende Frau.

6.

Die Filmleute haben sich angekündigt. Die Zeitungen sind voll davon. In der Stadt ist dieses Ereignis wie jedes Jahr Tagesgespräch. Der alljährliche *Ingeborg-Bachmann-Preis* im Juni geht fast spurlos an der Stadt vorbei, aber wenn der *große Deutsche Film* und der etwas *bescheidenere Österreichische Film* sich ein Stelldichein geben, dann sind sie alle aus dem Häuschen. Die Zeitungen berichten von nichts anderem mehr, selbst der Massenmörder, der Kinderschänder und der Bankräuber müssen mit der letzten Seite, der Rubrik *Vermischtes* vorlieb nehmen. Wenn am Wörther See gedreht wird, sind sie alle aus dem Häuschen, im wahrsten Sinne des Wortes, und urplötzlich gibt es in Velden und Umgebung neue Speisekarten. In den Musikboxen werden die Platten gewechselt und der Barpianist bekommt neue Noten. Die Wörtherseelieder aus den Wörtherseefilmen stehen jetzt hoch im Kurs. Überall ein: »Du bist die Ro-ose, die Ro-ose vom Wörther See, holijo dijodijo holijo dijo.«

Meine Frau betritt aufgeregt unser Hotelzimmer und wirft die Zeitung auf das Bett.

»Da lies! Ist das nicht eine Überraschung! Ach, ich bin so aufgeregt!«

Ich schlage die Zeitung auf: Mein Bruder, unrasiert, mit glasigen Augen, grinst mir entgegen.

Das hat mir gerade noch gefehlt.

Monika hat sich zu mir aufs Bett gesetzt und zeigt auf ein Interview, das mein Bruder wohl im Vollrausch dieser Zeitung gegeben hat.

Bundesdeutscher Kinoliebling freut sich, endlich wieder in seiner Heimat drehen zu dürfen.

Allein die Überschrift reicht aus, meine Galle zu aktivieren. Nein, das Wort *dürfen* hätte schon ausgereicht.

»Da lies! Lies!«

So aufgeregt habe ich Monika lange nicht mehr erlebt. Sie hätte meinen Bruder heiraten sollen.

Und dann lese ich und kann es kaum fassen:

Endlich wieder in der Heimat. . .

Für Weißberg und Kärnten schwärme ich noch immer...

Weißberg wird einmal mein Alterssitz. . .

Warum in die Ferne schweifen, wenn das Gute doch so nah...

Misstrauisch hockt Monika auf dem Bett, auf diesem typisch österreichischen Bett, dessen Vorteil die Besucherritze ist.

Mein Bruder hat dieser gottverdammten Zeitung seine Geschichte erzählt, seine verlogene Version von Weißberg. Plötzlich heißt es nicht mehr *Drecknest*, nein, jetzt heißt es wieder *mein Weißberg*, und er erzählt und erzählt, von Weißberg, von dem großen Erbe, das er natürlich zusammenhalten wollte, aber dieses Vorhaben sei von seinem Bruder zerstört worden, wodurch Weißberg und die umliegenden landwirtschaftlichen Betriebe, nicht zu vergessen die Forstbetriebe, einschließlich der Jagd, in eine tiefe Krise gestürzt worden wären.

Sein kleiner Bruder, wie er sich ausdrückt, habe halt kein Händchen dafür, etwas zusammenzuhalten. Dies sei kein Wunder, da er in bundesdeutschen Internaten aufgewachsen sei und ihm dadurch der Bezug zu Weißberg gefehlt habe. Er dagegen habe sich immer um eine traditionsreiche Fortführung des großelterlichen Betriebes bemüht, was ihm aber leider nur teilweise gelungen sei.

Meine Frau schaut mich eindringlich an.

»Du weißt, dass ich nicht zu den Leuten gehöre, die ständig in der Vergangenheit herumstochern, aber in diesem Fall denke ich, dass du mir eine Erklärung schuldig bist!«

Warum erzähle ich ihr nicht die ganze Geschichte? Was wäre dabei?! Warum packe ich nicht, ohne ein Wort zu sagen, meinen Koffer?

Und warum sieht mich meine Frau so bedrohlich an? Und warum schüttelt sie mich jetzt?

Ich werde wach.

Monika sitzt an meinem Bett.

»Na, Du Langschläfer, komm steh auf, es gibt gleich Mittag!«

In meinem Kopf kreisen immer noch die *Warums* herum.

»Was schaust du so, hast du jemand anderen erwartet? Vielleicht das Zimmermädchen?«

Sie lacht und zieht mir die Bettdecke weg. Es hat keinen Sinn, sich zu wehren. Wenn sie will, dass ich aufstehe, stehe ich auf. Sich dagegen zu wehren ist wie *gegen Windmühlen zu kämpfen*. Mein Kopf schmerzt vom vielen Nikotin und ich habe den Geschmack von schalem Veltliner im Mund.

Ich tappe ins Bad und stelle mich unter die eiskalte Dusche. Jetzt habe ich schon Alpträume wegen meines Bruders, unglaublich, denke ich.

Draußen regnet es noch immer.

Der Speisesaal ist ungewöhnlich voll, fast alle Tische sind besetzt. Die weißen Tischdecken, das Klirren von Geschirr, das Schaben der Messer und Gabeln gibt ihm die Atmosphäre des *Zauberberg-Speisesaals*. Monika und ich schlängeln uns zwischen Tischen, Kellnern, die geschickt ihre Tablett balancieren, und kleinen Hunden, die am Stuhlbein angebunden sind, hindurch.

An unserem Tisch sitzt ein Ehepaar und schlürft lautstark die Griesnockerlsuppe, die es hier regelmäßig abwechselnd mit Frittatensuppe gibt. Wir setzen uns. Im selben Moment, vielleicht sogar eine Zehntelsekunde früher, springt der Herr an unserem Tisch auf, legt seine bekleckerte Serviette zur Seite, und bevor er sich vorstellt, weiß ich längst, dass es sich um einen *Deutschen* handeln muss.

»Gestatten, Meier. Meier mein Name und natürlich auch der meiner Frau«, er lacht. Goldkronen sind zu erkennen, leicht belegt vom Gries.

»Meier aus Deutschland, genauer gesagt aus Schönbach bei Aichbach, aber das werden Sie sicherlich nicht kennen.«

Er setzt sich wieder und schlürft seine Suppe weiter.

Ich nehme mir vor, nach dem Essen mit dem oder der für die Sitzordnung Zuständigen zu reden, damit wir von diesen *Meiers* erlöst werden, die, wie sich herausstellt, nicht nur schlürfend und schmatzend essen, sondern dabei auch pausenlos reden. Wir müssen von diesen *Meiers* erlöst werden, und wenn es mich tausend Schilling kosten sollte.

Ich schaue meinem schmatzenden, aber dabei dennoch redenden Tischnachbarn ins Gesicht und versuche, ihn mir ohne seinen exakt ausrasierten Kinnbart vorzustellen.

Er erzählt, dass er ein leidenschaftlicher *Camper* sei und schon seit Jahren hier seinen Urlaub verbringe. Das schlechte Wetter aber hätte ihn gezwungen, den Campingplatz wenigstens für ein paar Tage gegen ein Hotelzimmer einzutauschen, was in der Hochsaison gar nicht so einfach gewesen sei. Dann wieder dieses ekelhafte Lächeln, die Goldzähne sind jetzt mit Salatstückchen garniert. Er, fährt er fort, wäre natürlich trotz des Regens gern auf dem Campingplatz geblieben, aber seine Frau hätte darum gebeten, wenigstens *vorübergehend*, ein Wort, das er unzählige Male benutzt, in ein Hotel zu ziehen.

Gott sei Dank wird er auch nur *vorübergehend* an unserem Tisch sitzen.

Wenn man mit einer Frau verreise und campiere, so Meier, sei man halt gezwungen, Rücksicht zu üben, wenigstens *vorübergehend*, wieder dieses Lächeln, wieder die ekelhaften, klebrigen Goldzähne.

Nachdem ich längere Zeit darüber nachgedacht habe, wie er wohl ohne diesen schrecklichen Bart aussähe, und wir endlich beim Nachtisch angelangt sind, fällt es mir wie Schuppen von den Augen. In dem Moment, wo er wieder von seiner Internatszeit, seiner unvergessenen, schönen Internatszeit berichtet, weiß ich plötzlich mit hundertprozentiger Sicherheit, wer mir gegenüber sitzt:

»Meier 3«, so haben wir ihn in der Schule gerufen, immer nur *Meier 3*. Seinen Vornamen habe ich vergessen.

Sieben Jahre ist er zwei Bänke vor mir gesessen - *Meier 3*.

Obwohl ich glaube, dass ich mich höchstens in einem geringen Maße verändert habe - sicherlich, den typisch deutschen Bierbauch, resultierend aus zu wenig Bewegung und zu viel Bier, habe ich damals nicht gehabt -, erkennt er mich nicht.

Ich habe ein nichtssagendes Gesicht. Als Baby eine Schönheit gewesen, ist nun das nichtssagende Gesicht die Quittung dafür. Keine Hakennase, keine schwülstigen Lippen, keine Narben und nicht einmal abstehende Ohren kennzeichnen mich. Ich habe ein Gesicht, an das man sich nicht erinnert.

Selbst meine Klassenkameraden haben mich, bei unserem ersten Klassentreffen, das für mich die Hölle gewesen ist, nicht wieder erkannt. Ich bin, obwohl in der Schule oft durch schlechte Leistungen aufgefallen, von meinen Mitschülern, mit denen ich immerhin mehrere Jahre verbracht habe, nicht wieder erkannt worden. Der einzige bin ich gewesen, der an diesem Abend, an diesem unsäglichen Abend immer und immer wieder nach seinem Namen gefragt worden ist. Niemand ist in der Lage gewesen, sich an hand meines nichtssagenden Gesichtes an mich zu erinnern.

Mein Gesicht, das Nichtvorhandensein äußerlicher Gesichtsmarkmale, ist teilweise mit schuld, dass ich bei meinen Mitmenschen in Vergessenheit gerate, sobald ich aus ihrem Leben verschwunden bin, selbst die Zigarettenfrau, der Friseur oder der Bäcker in meinem Hamburger Umfeld bedienen mich jedes Mal so, als ob ich ein vollkommen Fremder für sie wäre.

So hat man mich auf dem ersten Klassentreffen nicht wieder erkannt und auf den gezeigten Dias und Photographien von Ausflügen, Ferien und sonstigen Gelegenheiten bin ich seltsamerweise auch nicht vorgekommen. Nicht in den Hirnen meiner Mitklässler und schon gar nicht auf den mitgebrachten Photographien bin ich aufgetaucht, bin einfach nicht vorhanden gewesen, als ob es mich nie gegeben hätte. Obwohl sich die Mitschüler im Gegensatz zu mir sehr verändert haben, haben sie sich untereinander auf das herzlichste begrüßt.

Erst auf diesem Treffen habe ich begriffen, dass ich nie dazugehört habe, von Anfang an Außenseiter, nicht 'reinpasse'nd in eine bundesdeutsche Klassengemeinschaft. Die deutsche Staatsbürgerschaft hat nicht ausgereicht, um aufgenommen zu werden, vielleicht haben sie es von Anfang an gespürt, meine Ablehnung gegen diese *Männerfreundschaften*, gegen dieses Kameradschaftsdenken. Die Klassengemeinschaft ist mir ein Gräuel gewesen, da sie die verlogenste aller Gemeinschaften ist. Von Anfang an, und das ist das pädagogische Ziel, wird man dazu erzogen, nur an sich selbst zu denken, koste es was es wolle. Die sechs Zahlen sind es, um die sich alles dreht, die aus zwölfjährigen kleinen Jungen große Opportunisten werden lassen. Es wird intrigiert, bespitzt, belächelt, verächtelt, um sich von der eigenen Ohnmacht abzulenken. Mit meiner dörflichen, weißbergerischen Naivität wäre ich fast zugrunde gegangen an dieser bundesdeutschen Klassengemeinschaft. Mit meinem nichtssagenden Gesicht habe ich von Anfang an keine Chance gehabt, bei den Mitklässlern nicht, und erst recht nicht bei den Lehrkräften.

Lehrkraft ist die treffende Bezeichnung für einen Lehrer, wobei die Betonung wohlgernekt auf *Kraft* liegt.

In meiner Internatszeit haben sich fünf junge Menschen frühzeitig vom Leben verabschiedet. Sie sind einige Tage vor der Zeugnisverteilung, vor der Ausgabe dieses unsäglichen Blatt Papiers, aus dem Fenster gesprungen oder haben sich im Gemeinschaftsraum erhängt, was immer eine lange Rede unseres Direktors zur Folge gehabt hat. Bei Gott sind sie jetzt, hat er in seinen langen Reden jedes Mal gesagt, bei Gott sind sie jetzt, und hat uns dabei blöd angeschaut.

Jahre später habe ich erfahren, dass er selber, krebkrank, sich das Leben genommen hat. Die Beerdigung unseres *Lieben Pater Direktors* ist mehrtägig gewesen, eine mehrtägige Irrfahrt, weil sich das Kloster geweigert hat, den Leichnam eines Selbstmörders zu begraben. Man hat ihn dann irgendwo in München beerdigt. So stand es wenigstens in einem großen deutschen Wochenmagazin, das den *Fall* während der *politischen Sommerpause* publik gemacht hat.

Auf diesem besagten Klassentreffen, fünf Jahre nach dem Abitur, ist mir vieles klar geworden. Erst als mir meine Mitschüler ihre immer gleichen Brieftaschenphotographien gezeigt haben, ist mir bewusst geworden, dass ich noch einmal davongekommen bin, jedenfalls fürs erste.

Alle Anwesenden konnten etwas aufweisen, nachweisen, ich konnte *nichts* aufweisen und dies auch nachweisen. *Nichts* konnte ich aufweisen, nachweisen, keinen Wunsch für die Zukunft, nein, keine Fiktion im Kopf, nichts, keine Wünsche. Es gab nichts, was ich mir wünschte, das machte

mich zum Außenseiter.

In ihren alkoholisierten Augen, fast kandierte Augen stand Unverständnis, Ausstoßung, Ausstoßen, das stand in ihren abgeklärten, aalglatten Gesichtern geschrieben, in den Gesichtern von angehenden Chirurgen, Rechtsanwälten, Priestern und Politologen. Nachdem es sich herumgesprachen hatte, dass ich keine Vorstellungen besaß, was meine Zukunft angeht, keine Fiktion, keine ehrgeizigen Ziele, aber auch nichts Annäherndes im Kopf hatte, war natürlich jeder der Anwesenden erpicht darauf, mit mir zu sprechen, das verlorene Schaf zur Umkehr aufzufordern, bevor man es verlässt.

Mein stetiges Verneinen, mein *nichts* als Antwort, geilte sie auf, beflügelte sie. Der in ihren Augen Gescheiterte war für die herangereiften und noch weiter reifenden Opportunisten ein Fressen. Sie konnten sich abgrenzen, hatten jemanden gefunden, durch dessen Anwesenheit sie sich besser einreden konnten, dass sie es geschafft haben. Ein verständnisvolles Lächeln, das immer ein verlogenes ist und mir sagen sollte *Lass dir ruhig Zeit, mein Junge*, verdeckte die wahren Gedanken; denn nur durch das Scheitern der anderen fühlen sie sich wohl.

Ich bin froh darüber, dass mich *Meier 3* nicht wieder erkennt und setze ein Lächeln auf, das bei den Meiers auf Verwunderung stößt, da *Meier 3* gerade begonnen hat, von dem Selbstmord eines jungen Mannes zu berichten, der sich hier in aller Frühe ereignet hat. In aller *Herrgottsfrühe*, so *Meier 3*, sei der junge Mann der erste gewesen, der bei der Studentin eine Karte gelöst habe, die zu einer Besteigung des Turms der Stadtpfarrkirche berechtige - wobei bei dem Wort *Besteigung* seine Augen leuchten -; oben auf der Galerie, ohne die schöne Aussicht zu genießen, sei er sofort hinunter gesprungen und auf der Stelle tot gewesen.

»Hundert Meter«, fügt *Meier 3* hinzu, »das überlebt keiner.«

»Einundneunzig Meter«, wird er von seiner Frau, die bis zu diesem Zeitpunkt geschwiegen hat, unterbrochen.

»Einundneunzig Meter«, dabei hält sie einen Kärntner Reiseführer aufgeschlagen in den Händen, die mir leicht zu zittern scheinen.

Wenn sich jetzt ein Streit zwischen den bei den entwickelt, ob der Turm der Stadtpfarrkirche nun einundneunzig Meter oder hundert Meter hoch ist, wäre das die beste Gelegenheit zu verschwinden.

Er aber reißt ihr nur den Fremdenführer aus der Hand und schlägt das Impressum auf.

»Hier steht: von 1956, eine uralte Ausgabe, folglich eine überholte Ausgabe, und außerdem ist es doch gehüpft wie gesprungen, ob hundert Meter oder nur einundneunzig Meter«, er hält inne und beginnt plötzlich lautstark zu lachen.

»Gehüpft wie gesprungen, der ist gut, den muss ich mir merken, gehüpft wie gesprungen, wie wahr, wie wahr.«

Als er merkt, dass Monika und ich Anstalten machen, den Tisch zu verlassen, hält er mich am Arm fest und fügt ernst hinzu, dass er es unverantwortlich findet, wie Selbstmörder heutzutage aus dem Leben scheiden. Sollen sie doch in die Wälder gehen, dort stören Sie niemanden, gefährden nicht die Bevölkerung.

»Stellen Sie sich nur vor, unten hätte jemand gestanden, eine Katastrophe. In Paris, beispielsweise«, fährt er fort, ohne meinen Arm loszulassen, »ist diesen Sommer jemand vom Notre-Dame auf ein vierzehn Jahre altes Mädchen gesprungen. Beide sind natürlich auf der Stelle tot gewesen.«

Ich reiße mich los und verlasse mit Monika, ohne mich umzudrehen, den Speisesaal.

Gott sei Dank hat er mich nicht wieder erkannt.

Vielleicht hat ihn meine rote Brille irritiert, meine rote *Wim Wenders Brille*, von der ich erst nach Bezahlen der Rechnung erfahren habe, dass es sich bei meiner Brille um ein *Wim Wenders Modell* handelt.

Hätte ich nämlich vorher gewusst, dass meine Brille, meine rote Brille, ein *Wim Wenders Modell* ist, hätte ich sie unter keinen Umständen gekauft. Viele Einkäufe, die ich tätigen wollte, sind durch die Geschwätzigkeit der Verkäufer vereitelt worden. Gerade dann nämlich, wenn ich mich

für einen Verkaufsartikel entschieden habe, was für mich sowieso immer äußerst schwierig ist, genau in diesem entscheidenden Moment vereitelt der jeweilige Verkäufer, meist sind wir schon auf dem Weg zur Kasse, den Einkauf, indem er beispielsweise hinzufügt, dass das Hemd, das ich gerade in der Hand halte und für das ich mich nach langem Ringen endlich entschieden habe, auch Boris Becker und sogar, man höre und staune, Peter Alexander beim Angeln trägt. Eine solche Äußerung eines übereifrigen Verkäufers macht mir den Kauf eines Hemdes unmöglich. Ich möchte kein Hemd haben, welches Peter Alexander beim Angeln trägt. So geht es mir oft, gefällt mir etwa eine Hose, wird diese schon von Franz Beckenbauer getragen, den Mantel, den um dreihundert Mark heruntergesetzten, trägt schon der Wussow, und ist wohl auch nur um dreihundert Mark heruntergesetzt worden, weil die *Schwarzwaldklinik* längst ausgelaufen ist. Alle Dinge, die mir gefallen, tragen oder besitzen schon so genannte *Berühmtheiten* und kommen für mich nicht mehr in Frage. Die Tatsache allein, dass diese Dinge im Besitz von so genannten *Berühmtheiten* sind, reicht aus, dass sie mir nicht mehr gefallen.

Wie ich kürzlich erfahren habe, trägt Wim Wenders heute ein schwarzes *Wim Wenders Modell*, was mir das Tragen meines roten *Wim Wenders Modells* erträglich macht, und in Anbetracht des Vorfalls bei Tisch, wo mich die Brille vor dem *Wiedererkennen* durch *Meier 3* gerettet hat, bin ich sogar recht glücklich über den Kauf meines roten *Wim Wenders Modells*.

Ich gehe die Stiegen zu unserem Zimmer hinauf.

Vierhundert Schilling hat mich der Spaß gekostet, der Monika und mich von den *Meiers* befreit hat.

Meier 3, die Stimmungskanone. *Meier 3* hat sich schon damals im Internat immer selber als Stimmungskanone bezeichnet. Ich finde alle Menschen, die von sich behaupten, dass sie Stimmungskanonen sind, unausstehlich, genauso wie ich alle Menschen unausstehlich finde, die Stimmungskanonen sind. Ich kenne diese Typen, erst fängt es harmlos an, dann Türken- und Judenwitze, die dann nur in ihrer Grausamkeit und Geschmacklosigkeit durch so genannte Arzt- bzw. Frauenwitze übertroffen werden.

Kommt 'ne Frau zum Arzt. . ., so fangen sie alle an, dann ein süffisantes Lächeln, und ich rieche schon den Geruch von Männer-Pissoir.

Vierhundert Schilling habe ich zahlen müssen, damit wir wieder allein sitzen dürfen. Vierhundert Schilling ist der Preis gewesen, für ein Abendessen zu zweit, eine Unverschämtheit. Diesmal werde ich keine Einwände machen, wenn Monika die Hotelaschenbecher und die Handtücher mitgehen lässt, selbst bei der Bettwäsche würde ich diesmal ein Auge zudrücken.

Ich betrete das Zimmer, nebenan läuft das Wasser, Monika duscht.

Das schwere Essen und die letzte Nacht machen mich müde. Ich lege mich angezogen auf das Bett und schlafe sofort ein.

Am späten Nachmittag werde ich wach, Monika ist nicht da, wahrscheinlich ist sie unterwegs und fotografiert Arkaden. Jetzt zeichnet sie nicht mehr, jetzt fotografiert sie Arkaden.

Die Zeit bis zum Abendessen werde ich durch einen Spaziergang überbrücken.

So schlendere ich nichts ahnend durch die Wiener Gasse, die Badgasse, die Geyerschütt, die Burggasse, bis ich wieder auf dem Alten Platz stehe, von wo aus ich mich zur Stadtpfarrkirche wende. Von weitem sehe ich *Meier 3*, wie er die von der Polizei auf das Straßenpflaster gemalten Kreidestriche ab fotografiert. Leider hat er mich auch gesehen, es hat keinen Sinn, sich ihm zu entziehen, in dieser kleinen Stadt würde er mich überall finden, ich gehe zu ihm hinüber.

»Höchst interessant das Ganze«, sagt *Meier 3* und deutet mit dem Arm die Flugbahn des Selbstmörders an.

»Dreißig Zentimeter ist er mindestens von der Seite abgekommen, wissen Sie, ich bin Hobbyballistiker, und ich finde es höchst interessant, dass jemand bei einer so kurzen Strecke dreißig Zentimeter von seinem eigentlichen Weg abkommt.«

»Sehen Sie nur«, fährt *Meier 3* fort, »bis dort an die Fensterscheibe ist das Gehirn gespritzt.«

7.

Zwei Wochen sind wir jetzt in Klagenfurt.

Die *Meiers* sind Gott sei Dank schon abgereist.

Von meiner Frau habe ich wenig. Ich bin Monika dankbar dafür, dass sie mich in Ruhe lässt, mich nicht für ihre Arbeiten einspannt.

Ihren schon in Hamburg erstellten Zeitplan hält sie eisern ein: Morgens um acht Uhr Frühstück, gegen sechs Uhr abends wieder im Hotel, dann Abendessen und danach bis zweiundzwanzig Uhr dreißig Arbeit in der provisorisch eingerichteten Dunkelkammer.

Ich sehe sie seit Tagen nur zu den Mahlzeiten; wenn ich abends zu Bett gehe, schläft sie längst. Ich stehe dann am offenen Fenster, starre in die Kärntner Dunkelheit und rauche eine Zigarette.

Es ärgert mich, dass ich keinen Führerschein besitze; obwohl ich aus tiefster Überzeugung den Führerschein nicht gemacht habe, ärgert es mich. Wie gern wäre ich einmal hinausgefahren: an den Längsee, vorbei an der Burg Hochosterwitz, die von weitem wie ein großes barockes Ölgemälde aussieht, oder in das Gurktal, in die Nähe der immer blinkenden Straßenlaterne von Weißberg.

Unwillkürlich denke ich über die Tausenden von Unfallopfern nach, die allein in Deutschland jährlich auf den Straßen sterben. Ich sag's ja: jeder Autofahrer ist ein potentieller Mörder und Selbstmörder. Das Wort Unfall ist in der Beziehung doch nur ein relativierender Begriff, den die Autoindustrie und die von ihnen gesteuerten Regierungen verwenden. Da werden jährlich tausende Menschen einfach totgefahren und man spricht einfach lapidar von *Unfällen*. Auch bei meinen Eltern und meinem Großvater hat man nur von einem *unglückseligen Unfall* gesprochen. Nein, ich werde mich nicht freiwillig in die Rolle eines potentiellen Mörders oder Selbstmörders begeben, auch wenn die Verlockung noch so groß ist.

So sitze ich, wenn ich nicht gerade wandere, in irgendwelchen Cafés oder fahre mit dem Bus der Klagenfurter Stadtwerke, der ja Gott sei Dank an eine Geschwindigkeitsbegrenzung gebunden ist, nach Krumpendorf in ein Strandbad.

In meinem Alter noch allein in ein Strandbad zu fahren, hat mich viel Überwindung gekostet. Die meisten Männer in meinem Alter sind mit ihren Familien da und beschäftigen sich den ganzen Tag mit dem Aufblasen der Luftmatratzen, dem Einreiben der Körper ihrer Frauen und ihrer permanent schreienden Kinder.

Im Strandbad trage ich ein weites, absolut geschmackloses Hawaiihemd, das ich eigentlich wie die Pest hasse, aber es verdeckt meinen Bierbauch. So sitze ich im Krumpendorfer Strandcafé zwischen Castrop-Rauxelern, die schon seit Jahren hierher kommen, wie sie mir erklären, und dadurch, dass sie seit Jahren hierher fahren, in den Besitz von zwei Silbertellern mit Kärntner Wappen und Widmung des Bürgermeisteramtes gekommen sind. Alle fünfzehn Jahre gibt es so einen Teller, alle fünf Jahre eine Brosche und eine Ehrennadel. In den zweiten fünfzehn Jahren seien auch noch, im Abstand von fünf Jahren, folgende Bücher hinzugekommen:

Kärntner Sehenswürdigkeiten Teil 1, Landschaft und Mensch Band 6 und *Verborgenes Kärnten*. Dass sie nicht die beiden Silberteller mit Widmung des Bürgermeisters aus der Tasche ziehen, verwundert mich ein wenig, wo sie doch zuvor alle drei Bücher auf den Tisch gelegt haben. Ich könnte schwören, in ihren Gesichtern erkannt zu haben, dass sie tatsächlich die beiden Silberteller mit Kärntner Wappen und Widmung des Bürgermeisters mit sich führen.

Die Castrop-Rauxeler teilen mir ohne Umschweife mit, dass sie, wenn sie zum fünfzigsten Male hierher kommen, sogar den *Goldenen Teller* mit Widmung des Landeshauptmannes erhalten, der bisher, so weit sie es in Erfahrung bringen konnten, noch nie verliehen worden ist. Dies sei aber noch nicht alles, fahren sie mit einem stolzen Lächeln fort, denn ein dreiwöchiger Urlaub würde ihnen aus Dankbarkeit von der Gemeinde auch noch geschenkt werden.

Bei dieser Unterhaltung, dieser einseitigen Unterhaltung, fällt mir wieder einmal auf, dass das Lieblingswort der Deutschen *noch* ist. In jedem Satz taucht das Wort *noch* auf. *Noch* mehr Wachstum, *noch* mehr Geld, *noch* ein schnelleres Auto und nur *noch* tausende Tote auf bundesdeutschen Straßen.

Es muss an meinem absolut geschmacklosen Hawaiihemd liegen, dass sich ausgerechnet diese

Castrop-Rauxeler an meinen Tisch gesetzt haben. Die Castrop-Rauxeler haben mich als ihr Tagesopfer auserkoren und fahren fort, indem sie mir mitteilen, dass die Möglichkeit besteht, wenn man Glück hat, so das Bürgermeisteramt, dass der ORF die Verleihung des *Goldenen Tellers* aufzeichnet.

Ich lasse mich zu der Bemerkung hinreißen, dass der ORF nur dann kommt, wenn im selben Jahr Wahlen stattfinden. Nur in einem Wahljahr bestehe die Möglichkeit, dass der ORF tatsächlich kommt und die Verleihung des *Goldenen Tellers* aufzeichnet, vorausgesetzt, der Bürgermeister hat das richtige Parteibuch.

Die stolzen Castrop-Rauxeler wenden sich dann bald von mir ab und setzen sich an einen anderen Tisch.

Ein paar Stunden später bekomme ich durch Zufall mit, wie sie, inzwischen einige Tische weitergerückt, tatsächlich ihre Badetasche öffnen und die bei den Silberteller voller Stolz ihrem Gegenüber präsentieren.

Gott sei Dank habe ich etwas zu schreiben dabei.

Ich muss langsam beginnen, all diese Dinge, die mir hier widerfahren, aufzuschreiben. Hier in Klagenfurt ist es allerhöchste Zeit, denke ich, mit dem Schreiben zu beginnen.

Nicht die Tatsache, dass die stolzen Castrop-Rauxeler sich wirklich vorgenommen haben, fünfzig mal ihren Urlaub in Kärnten zu verbringen, macht mich wütend, nein, das ist es nicht. Sie haben mich als einen der ihren angenommen. Sie haben mir ihr Vertrauen geschenkt, weil sie gedacht haben, ich wäre ein stinknormaler Urlauber wie sie auch. Kein Wunder, denke ich, ich lache nicht und bin auch nicht zuvorkommend. Ich muss im Sommer nicht mein eigenes Schlafzimmer an aufdringliche Gäste vermieten, damit ich im Winter über die Runden komme. Im Grunde bin ich längst zu einem Deutschen, zu einem Hamburger geworden. Auch wenn ich mich immer noch weigere, es zuzugeben. Die stolzen Castrop-Rauxeler haben sofort erkannt, dass ich hier nicht hingehöre.

Aber gehöre ich nach Hamburg, etwa in das Arbeitszimmer, wo ich das Arbeiten, das Schreiben ohnehin nur vorgetäuscht habe?

Warum habe ich jahrelang dieses vorgetäuschte Arbeiten, nur um meine Ruhe zu haben, wie ein Schild, wie eine Panzerung, eine Ritterrüstung mit mir herumgetragen? Im Grunde absurd, jahrelang meinem Freund aus Studententagen leere Seiten zu schicken und ihn als einen Herrn Dr. Ritter auszugeben, wo er doch nur ein Wirt ist. Einer, der auch hängen geblieben ist, der sich vom Stammgast bis zum Inhaber *hochgetrunken* hat und der Übung mit und Verständnis für Lebenslügen besitzt. Wenn ich ehrlich bin, ist mir doch dieses ewige Aus-dem-Fenster-Schauen, dieses monotone Schreibmaschinengeklapper vom Band schon seit langem auf den Geist gegangen. Nicht zuletzt auch der Nussbaum vor meinem Fenster, der sich um nichts geschert hat, außer stetig von Jahr zu Jahr zu wachsen, nur mit dem einzigen Ziel, mir mit seinen Blättern die Sicht aus dem Fenster zu rauben. Vielleicht habe ich deshalb Monikas Plan, nach Kärnten auf Urlaub zu fahren, so wenig Widerstand entgegengebracht. Hauptsache raus aus diesem verfluchten Arbeitszimmer, mit der Perspektive, die Flucht nach vorne antreten zu können, die anfangs eine Flucht zurück zu sein schien. Es galt, sich meiner Vergangenheit, der Kindheit, dieser brüchigen Lebenslüge endlich zu stellen. Überhaupt ist ja die Fiktion der Verweigerung, der totalen Ablehnung nur in Gedanken an Kärnten, an mein Weißberg, an meine Kindheit also, möglich gewesen. So wie die Castrop-Rauxeler sich drei Wochen im Sommer in Kärnten von hinten bis vorne bedienen lassen, sich der berufsmäßig freundlichen Menschen bedienen, so bin ich nach Hamburg gefahren und habe mich dort bei meiner Frau als Dauergast einquartiert. Jetzt bin ich in Kärnten, und von der Fiktion ist so gut wie nichts übrig geblieben. Ich sitze in einem Strandbad in Krumpendorf am Tisch und bin von den unzähligen deutschen Touristen, die jährlich das Land überschwemmen, kaum zu unterscheiden.

Nein, ich werde Weißberg nicht betreten. Aus der Erinnerung heraus werde ich es betrachten und begehen. Ich werde das *Drecknest*, wie es mein Bruder immer genannt hat, Elfi und den Großvater in einer Art mythischen Erinnerung behalten. Ich werde an meinen Vater denken, der immer von einem *wilden*, und an meine Mutter, die immer von einem *sündigen Kärnten* gesprochen

hat.

Wenn ich nicht jetzt hier auf der Stelle damit beginne, zu protokollieren, was mir täglich passiert, werde ich wohl nie mit dem Schreiben beginnen.

Nur, wie fange ich an? Etwa mit den allorts herrschenden ebenso lächerlichen wie abscheulichen Banalitäten?

Wen interessiert es denn, dass mein Großvater seinerzeit dem Dorfschullehrer ein nicht zu verachtendes Grundstück überschrieben hat, nur damit ich bessere Noten bekomme, um eine höhere Schule besuchen zu können, oder dass ich mich nachts mit meiner ersten großen Liebe am schlafenden Großvater vorbei schleichen habe müssen, weil Elfi in seinen Augen nicht standesgemäß gewesen ist.

Mein Hawaiihemd, das meinen Bierbauch verdeckt, das Strandbad in Krumpendorf, das ist die Realität und nicht die orange blinkende Straßenlaterne von Weißberg.

In dem Moment, wo ich die ersten Wörter niederschreibe, eine nie gekannte Kraft in mir spüre, kommt mir der Gedanke, dass diese Reise nach Kärnten von meiner Frau von vornherein als therapeutische Reise geplant gewesen sein könnte. Womöglich hat sie es seit langem satt gehabt, mit einem Menschen zusammenzuleben, der zwischen den Stühlen sitzt? Habe ich meine Frau unterschätzt? Die Tonbänder mit dem Schreibmaschinengeklapper, hat sie das längst durchschaut? Hat sie den Mythos meines lächerlichen Versagerlebens, meines Nichtverantwortungs-, Nichtakzeptierlebens, meines Geldlosigkeitslebens nicht mehr ertragen können? Ist das allein der Grund für diese Reise?

So schreibe ich also, weil ich nicht will, dass der Zufall weiterhin mein Leben bestimmt. Wer sich dem Zufall überlässt, kommt leicht unter die Räder.

Alle Autofahrer sind potentielle Mörder und zugleich auch Selbstmörder. Der Beifahrer aber ist ein Idiot. Zum Nichtstun verurteilt, ist er gegebenenfalls der erste, dessen Kopf wie eine gekochte Birne an der Windschutzscheibe zerplatzt. In dem Moment, wo sich beim Fahrer das weiße Kissen im Bruchteil einer Sekunde aufbläst, öffnet sich beim Beifahrer höchstens das Handschuhfach, wo einem dann ein Kondom und der Schutzbrief des Automobilklubs auf den Schoß fällt, bevor einem die Hirnschale durch die Windschutzscheibe geöffnet wird.

Solche und ähnliche Phantasien gehen mir durch den Kopf. Wie eine Erkenntnis, wie eine Wahrheit kommen sie über mich angesichts der Castrop-Rauxeler mit ihrem Jubiläumsteller und den Bildbänden in der Badetasche. So hat der bundesdeutsche Idiotentourismus zu meiner Orientierung beigetragen.

Wenn diese Wahrheit nicht die größte, blendendste Lüge, die schlimmste Täuschung meines Lebens ist.

Ich fange also mit diesen paar Skizzen an und werde erst gegen Abend durch die Strandcafebedienerin in meiner Arbeit unterbrochen. Diese, eine Frau um die fünfzig, verheiratet, vier Kinder, die nur während der Hauptsaison hier arbeitet, hält mich, wohl wegen meinem geschmacklosen Hawaiihemd, für einen Wiener. Ob sie mich für einen *zugereisten*, zugezogenen Wiener oder für einen *Urwiener* hält, erfahre ich während unseres Gespräches nicht. Auf jeden Fall hält sie mich für einen Wiener, was keinesfalls ein Trost für mich ist. Es muss eine gewisse Zauberkraft von diesem weiten, geschmacklosen Hawaiihemd ausgehen.

Sie erzählt mir von ihrem letzten und einzigen Wienaufenthalt vor Jahren, wie sie mit ihrem Mann und den damals noch recht kleinen Kindern unter großen Anstrengungen die Stadt besichtigt hat. Die Fahrt nach Wien sei ein Kinderspiel gewesen, artig hätten die Kinder auf ihren Plätzen gesessen, die um die Hälfte billiger gewesen seien, da ihr Mann bei der Bahn eine Anstellung habe und Bahnbedienstete nur die Hälfte zahlten. Wien im Sommer sei die Hölle, wiederholt sie in gewissen Abständen immer wieder. Sie erzählt von Kanälen, von Abwasserkanälen, die für sie, die Kinder und ihren Mann, das Allerschlimmste gewesen seien. Ein unerträglicher Jauchegeruch habe wegen dieser Abwasserkanäle über der ganzen Stadt gelegen. Und dann die Baustellen, überall Baustellen, Wien sei ja überhaupt eine einzige Baustelle, überall Löcher, nichts als Löcher, und alle Sehenswürdigkeiten eingerüstet, so dass man sie nicht erkennen könne. Den Stephansdom, auch er natürlich eingerüstet, hätte man nur von weitem

sehen können, weil er rundherum von einem großen Graben umgeben gewesen wäre. Zum Prater hätten sie gehen wollen, den Kindern zuliebe. Als sie aber dem Stadtplan folgend die Reichsbrücke erreicht hätten, habe diese zerstört in der Donau gelegen. Zwei Stunden zuvor sei sie einfach auseinander gebrochen, alle hätten sie - sie und ihre Familie - zu Tode kommen können.

Die Kinder hätten unaufhörlich geweint, und das Lebkuchenherz, das man der Großmutter versprochen hätte, hätte man um teures Geld auf dem Südbahnhof kurz vor der Abfahrt erworben.

Die Wiener bräuchten sich tatsächlich nichts auf ihre Stadt einzubilden.

Ich nehme mir vor, das Hawaiihemd im Hotel wegzuwerfen. Es muss an diesem weiten, geschmacklosen Hawaiihemd liegen, dass mich andauernd wer anspricht. Die Bedienerin, die bisher vor mir gestanden war, hat sich jetzt zu allem Überfluss auch noch an meinen Tisch gesetzt.

Ich bezahle und eile zur Bushaltestelle, auf keinen Fall darf ich den Bus nach Klagenfurt verpassen.

8.

Meine Frau ist am gestrigen Abend mit ihrer Arbeit fertig geworden.

Stundenlang habe ich mir Arkadenbilder ansehen müssen, die für mich alle gleich ausgeschaut haben. Zu jedem Bild ihre fachlichen Bemerkungen, die mich müde gemacht und mich somit um meine Zigarette am Fenster gebracht haben.

Sechs Tage stehen mir jetzt bevor, sechs gemeinsame Tage mit Monika; das sind hundertvierundvierzig Stunden, achttausendsechshundertvierzig Minuten oder fünfhundertachtzehntausendvierhundert Sekunden.

So lange sind wir noch nie an einem Stück zusammen gewesen.

Aber was heißt das schon: *zusammen*?

Wir frühstücken beispielsweise zusammen, aber dennoch ist jeder für sich alleine. Sie redet gern beim Frühstück, ich lese lieber die Zeitung. Alle Dinge, von denen wir behaupten, dass wir sie gemeinsam machen, erledigen wir im Endeffekt doch allein. Selbst die Liebe ist ein einsames Geschäft.

Vielleicht können wir wegfahren, Slowenien und Italien sind nicht weit entfernt.

Für einen Moment hoffe ich, dass sie für unsere *gemeinsame Zeit* keine Pläne gemacht hat. Aber Monika wäre nicht Monika, wenn sie nicht auch für unsere *gemeinsame Zeit* detaillierte Pläne gemacht hätte, die sie mir nach unserem gemeinsamen Frühstück, noch vor dem Zeigen der Arkadenbilder, prompt offenbart:

Eine Rundreise ist geplant, eine Rundreise durch Kärnten, zu den Seen, Bergen, Burgen, Schlössern und Kirchen.

Am vierten Tag, nachdem wir uns die ersten drei Tage in Oberkärnten, also in für mich weniger heimatlichem Gebiet, umgesehen haben, steht neben der Burg Hochosterwitz und dem Stift Gurk auch die Straßburg auf dem Tagesplan.

Von Straßburg aus ist es nicht mehr weit bis zur immer blinkenden Straßenlaterne. Ein Katzensprung, eine keine halbe Stunde mit dem Auto, und ich wäre da.

Ob man mich wieder erkennen würde?

Die Großmutter sicher, bei der Kusine bin ich im Zweifel, sie hat sich nie für mich interessiert, für keinen von uns hat sie sich je interessiert, nur für das Geld, das Vermögen, die Erbschaft hat sie Interesse gezeigt. Auf der Beerdigungsprozession meines Großvaters hat sie meine Großmutter gestützt, regelrecht umklammert hat sie sie, obwohl meine Großmutter sie immer weggestoßen hat. Wie ein Hund ist sie nicht mehr von ihrer Seite gewichen. Meine Kusine hat so laut am offenen Grab meines Großvaters geweint, dass es allen Anwesenden direkt peinlich gewesen ist.

Nein, meine Kusine würde mich nicht wieder erkennen. Es besteht ja auch kein Grund mehr, dass sie mich wieder erkennt, da ich nichts mehr besitze.

Und sonst?

Gibt es überhaupt jemanden, den ich wieder sehen möchte?

Elfi vielleicht, aber die lebt in Wien, sicherlich glücklich verheiratet und nicht erpicht darauf, mich zu sehen. Bis auf die Großmutter gibt es niemanden, den ich wieder sehen möchte.

Die Straßburg ist erreicht, links das Wildgehege und oben, im Innenhof der Burg, immer noch Ausbesserungsarbeiten. Alles unverändert, alles direkt vertraut.

Ich schaue von der Terrasse des Burgcafés hinunter: Rechts ist als kleines moosgrünes Etwas das Freibad von Straßburg zu erkennen, wo ich meine ersten, wenn auch voyeurhaften Erfahrungen mit dem *anderen Geschlecht* gesammelt habe.

Als Zwölf-, Dreizehnjährige haben wir an den Umkleidekabinen, die aus drittklassigem Holz zusammengezimmert waren, die Astlöcher mit einem Korkenzieher herausgeholt, um so einen besseren *Einblick* in die Frauenkabinen zu bekommen. Mein Bruder hat seine Löcher vermietet, zwei Schilling die Minute.

Ja, das Straßburger Schwimmbad ist mir in guter Erinnerung. Ich stecke mir eine Zigarette an

und suche Monika.

Im Innenhof finde ich sie, wo sie gerade dabei ist, Arkaden zu photographieren.

Ich möchte sie dabei nicht stören und unternehme einen Rundgang um die Burg, der Straßburger Wind weht mir entgegen.

Noch ein paar Kilometer und ich wäre in Weißberg, die Großmutter würde sich freuen. Um die Großmutter tut es mir aufrichtig leid, aber was hätte ich tun sollen, damals, und heute ist es zu spät, das muss ich einsehen - habe ich eingesehen.

Bei meiner Kusine hat meine Großmutter es bestimmt gut, meine Kusine wird es sich ausgerechnet haben, der Rest nämlich, der meiner Großmutter übrig geblieben ist, ist immer noch ein kleines Vermögen.

Bis Straßburg und keinen Schritt weiter, nicht noch mehr zurück, denke ich und lasse mein Hemd im Wind flattern. In drei Tagen werden wir wieder nach Hamburg zurückfahren. In drei Tagen ist endgültig Schluss mit Kärnten.

So wie ich damals das Kapitel *Elfi* abgeschlossen habe, so werde ich jetzt das Kapitel *Weißberg - Kärnten* schließen, für immer schließen.

Meine Frau hat sich neben mich gestellt und genießt, wie immer, die schöne Aussicht.

»Ist das nicht eine schöne, wundervolle Aussicht«, sagt sie und fährt sich dabei mit der Hand durchs Haar, das wild, wie mein Hemd, im Wind flattert.

Sie ist schnell zufrieden zu stellen, denke ich, ein paar alte Häuser, ein bisschen Wald, Wiesen, und schon ist sie glücklich.

Die Aussichten, die so genannten *schönen Aussichten* sind doch immer die selben, denke ich, überall sieht es doch gleich aus, und überall findet sie sie schön, die *schöne Aussicht*.

Die Leute besteigen beispielsweise einen Festungsberg, nicht um oben die Burg zu besichtigen, nein, sie kommen nur herauf, machen sich die Mühe, der *schönen Aussicht* wegen. Vor Beginn jeglicher Art von Besteigung, ob Berg oder Kirchturm, reden sie sich schon ein, dass die Mühe, die sie auf sich nehmen, ja mit einer *schönen Aussicht* belohnt wird.

Nur die quengelnden Kinder scheinen zu wissen, dass sich die *schönen Aussichten* gleichen, dass die Aussichten doch immer dieselben und von daher langweilig sind.

Die, die sich einreden, oben gäbe es eine *schöne Aussicht*, geben, oben angekommen, ihre Enttäuschung nicht zu. Im Gegenteil, gerade oben angekommen, legen sie auch schon los mit ihren verlogenen Entzückungen, verlogenen Bemerkungen, wie schön doch hier, gerade hier, besonders hier, die Aussicht sei.

»Ist das nicht eine schöne Aussicht, hier müsste man ein Haus haben, nur so für die Ferien, nur so zum Ausspannen. Was hältst du davon?«

Überhaupt nichts halte ich davon, denke ich, sage aber:

»Vielleicht.«

Das *Vielleicht* gibt mir Zeit, meine Gegenargumentation aufzubauen.

Ausgerechnet jetzt, wo ich mich damit abgefunden habe, in Hamburg zu leben, den Versuch starten wollte, mich in Hamburg am Leben zu beteiligen, kommt Monika mit diesem Vorschlag.

Bitter feststellen zu müssen, dass ich mich in ihr getäuscht habe. Nichts weiß sie, nicht einmal eine Ahnung wird sie haben.

Ein paar Kilometer, und ich wäre *zu Hause*.

Zu Hause, ein seltsames Wort, ein nicht passendes Wort für das Anwesen meines verstorbenen Großvaters, diesem gelb verputzten Herrenhaus, das sich bestimmt bis auf den heutigen Tag nicht verändert hat.

Vorbei schleichen habe ich mich müssen, Abend für Abend, Nacht für Nacht habe ich mich mit Elfi an meinem schlafenden Großvater, der in den letzten Jahren meiner *Weißberger Zeit* immer in der Küche, bei offener Tür, am Kachelofen geschlafen hat, vorbei schleichen müssen. Wache halten wollte er, damit ich, wie er sagte, keinen Blödsinn mache. Unter *Blödsinn* machen, das wohl einzige Wort, das er von meinem ungeliebten Vater übernommen hat, verstand er, sich mit dem Dienstpersonal einzulassen, was mein Bruder, als er in Weißberg weilte, häufig tat. Es

sind keine moralischen Gesichtspunkte gewesen, die meinen Großvater dazu veranlasst haben, Nachtwache zu halten.

Nein, ausschließlich wirtschaftliche Gesichtspunkte sind es gewesen, die ihn dazu bewegten, mir den Umgang mit Elfi zu verbieten.

Mit der *Leitner-Tochter* hätte ich jederzeit etwas anfangen können. Die *Leitner-Tochter* hätte ich jede Nacht mit auf das Zimmer nehmen dürfen.

»Mach der Leitnerin ein Kind, heirate sie und nimm dir die Elfriede als Geliebte«, hat er gesagt. Immer wenn von Elfi die Rede gewesen ist, hat er von Elfriede gesprochen, weil er genau gewusst hat, dass ich Elfi als Namen schön, aber Elfriede abscheulich finde.

»Mach der Leitnerin ein Kind und ich werde über Elfriede hinwegsehen«, hat er gesagt und dabei nur an eine Heirat mit der *Leitner-Tochter* gedacht.

In der Wirtschaft nennt man so etwas Fusion. Hätte ich die *Leitner-Tochter* geheiratet, wären die beiden größten Güter der ganzen Gegend, wenn nicht sogar ganz Kärntens, in eine Hand gekommen, nämlich in die meines Großvaters.

»Nein, nein«, sage ich zu Monika, »dann schon lieber die Toskana, überhaupt Italien!«

Das Kapitel Weißberg ist für mich geschlossen, endgültig, und ich werde einen Teufel tun, es wieder zu öffnen.

Es wäre ein leichtes, hier ein Haus zu bekommen, ich bräuchte nur meine Kusine anzurufen, und in wenigen Tagen wäre meine Frau stolze Hausbesitzerin. Meine Kusine könnte dies im Handumdrehen erledigen. Ich werde meinen Kopf nicht hinhalten, meine Kusine kann ich sowieso nicht leiden, dieses falsche Frauenzimmer. Ihr auch noch Geld in den gierigen Rachen werfen, so weit wird es nicht kommen.

Damals hätte ich auch meinen Kopf hinhalten müssen und - auch meinen Körper.

Der Leitnerin ein Kind zu machen - welch ein Handel!

Die Leitnerin, zwei Jahre älter als ich und eigentlich für meinen Bruder bestimmt, ist so etwas wie die *Katharina die Große* des Gurktales gewesen. Ihr ist jeder recht gewesen, ob Bauernsohn, der Bauer selber oder Sommerfrischler aus dem In- und Ausland, keinen hat sie ausgelassen. Dabei ist sie eine absolut hässliche Person gewesen.

In den letzten Monaten meiner *Weißberger Zeit* ist sie dann Gott sei Dank mit einem Berliner über Nacht durchgebrannt. Sie hat alles liegen und stehen gelassen und, wie der Verwalter des Leitner-Hofes der Polizei mitgeteilt hat, nur das Bargeld mitgenommen. Naturgemäß hat man am Anfang an eine Entführung gedacht, was aber ein Blödsinn gewesen ist, wie sich später herausgestellt hat. Nach Indien ist sie mit dem Berliner gegangen, nach Indien zu irgendeinem Guru. Ihren ganzen Besitz hat sie diesem indischen Guru überschrieben.

Die Geschichte der *Leitner-Tochter* wäre es wert, aufgeschrieben zu werden. Vielleicht sollte ich eine Skizze anfertigen, versuchen werde ich es.

Ein Versuch kann nicht schaden, vielleicht sollte ich über die ganze *Weißberger Zeit* eine Skizze anfertigen, wohlgermerkt nur eine Skizze, oberflächlich, ohne Details und Hintergründe.

Die tiefer liegenden Erinnerungen werde ich geschlossen halten, nur an der Oberfläche werde ich ein wenig kratzen und das Amüsante in meine Skizzen übernehmen.

Der Abstieg ist wohlthuend, schließlich hat sich in mir ein Entschluss gefestigt.

In Hamburg werde ich sitzen und an meiner *Weißberger Zeit* kratzen, wunderbare, schöne Aussichten.

9.

Ausgerechnet in einer Bar muss ich meinen letzten Abend verbringen. Ich werde keinen Abschied nehmen, sondern einfach nur fahren, ohne zu überlegen, ob die Trennung von kurzer oder langer Dauer sein wird. Oder aber für immer.

Wenn ich über *Abschied* nachdenke, stellt sich bei mir eine gewisse Melancholie ein.

Nur, diese Bar hätte es ja nicht unbedingt sein müssen, gerade die Casino-Bar von Velden hätte es nicht sein müssen. Aber heute ist Mittwoch, und die Kellnerin des bekanntesten und von daher teuersten Cafes von Velden hat ihren freien Tag und ich habe ihrem Wunsch zugestimmt, mich mit ihr in der Casino-Bar von Velden zu treffen.

Nicht die Tatsache, dass ich in der Casino-Bar von Velden sitze, befremdet mich, nein, es sind diese kleinen bunten Kärtchen, die hier andauernd an der Bar von ihren Besitzern aus der Tasche gezogen werden. Am Anfang dachte ich, es wären Jetons, aber bei genauem Hinsehen habe ich erkannt, dass es sich um internationale Kreditkarten handelt.

Seit einer Stunde sitze ich an der Bar und warte auf die Kellnerin des bekanntesten und von daher teuersten Cafes von Velden, und niemand hat in dieser Zeit mit Bargeld bezahlt.

»An der Bar zahlt niemand bar«, so könnte ein Werbeslogan für Kreditkarten lauten.

Ich greife unsicher in meine Hosentasche und spüre nur Hartgeld, welches meine Frau mir am Abend zugesteckt hat, deswegen zugesteckt hat, weil man es in Deutschland nicht eintauschen kann.

Keinen der Gäste sehe ich mit Bargeld bezahlen, immer werden nur diese kleinen bunten Plastikkärtchen zum Vorschein gebracht.

Wo früher die Kinderphotos und das Bild der *geliebten Ehefrau* ihren Platz hatten, sitzen jetzt verschiedene bunte Plastikkärtchen.

Wer heute noch Bargeld mit sich führt, sollte sich schämen, und die, die gar Hartgeld in ihren Hosentaschen haben, sind Abschaum.

Ich bin mir sicher, dass die Barfrau so denkt, die mich schon die ganze Zeit von der Seite her fixiert. Nur weil ich eben nach einem Zigarettenautomaten gefragt und mehrere Zehnschillingstücke auf den Tresen gelegt habe, schaut sie jetzt so misstrauisch.

»Automaten gibt's kanen«, hat sie mir kurz und bündig gesagt, mich dann nach meiner Marke gefragt, die sie mir, nachdem sie mir sechzig Schilling abgeknöpft, auf den Tresen geschmissen hat.

Sechzig Schilling für eine Packung Zigaretten!

Jetzt warte ich schon über eine Stunde auf die Nußdorferin, die Gäste, die sich neben mich platziert haben, schauen auch misstrauisch. An der Kleidung wird es sicherlich nicht liegen, es sind die fehlenden Kreditkarten, da bin ich mir absolut sicher.

Ein Nachbar bestellt Zigaretten, ihm werden sie natürlich auf einem Silbertablett dargereicht, er hat ja auch eine Kreditkarte.

Sechzig Schilling für eine Packung Zigaretten, es ist kaum zu fassen.

Die Saison ist kurz, also mitnehmen, was mitzunehmen ist, und über die Kreditkarte ist dies ein Kinderspiel.

Mein Nachbar zahlt für seine Packung Zigaretten sicherlich siebzig Schilling, wenn nicht noch mehr.

Ich bestelle mir etwas zu trinken. Wenn die Kellnerin des teuersten und bekanntesten *Strandcafés* von Velden nicht kommt, ist es auch nicht schlimm, werde ich halt an den See gehen.

Am See werde ich meine Ruhe haben. Gott sei Dank gibt es ein Nachtfahrverbot für alle Wasserskifahrer.

Der Wein ist miserabel, aber dafür teuer.

Dennoch, ich kann zufrieden sein, in den letzten Tagen habe ich begonnen Skizzen anzufertigen, oberflächliche Beschreibungen, die ich, wenn ich wieder in Hamburg bin, ausarbeiten will.

Eine Mischung soll es werden, zwischen Tagtäglichem und der so genannten *Weißberger Vergangenheit*. Zeit werde ich mir lassen, viel Zeit, damit ich allen auch gerecht werde, damit auch

alle ihren rechten Platz bekommen.

Die Toten werden mit Gewissheit den meisten Platz in Anspruch nehmen. Die Toten geben eine Menge Stoff her, einen Roman könnte man daraus machen.

Nichts überstürzen, ich habe ja Zeit. In Hamburg werde ich sitzen und meine *Weißberger Zeit* skizzieren. Natürlich werde ich auch den diesjährigen Klagenfurtaufenthalt verarbeiten, es wäre doch schade um *Meier 3* und die *Nußdorferin*.

Einen Wein werde ich noch trinken und die Zeit nutzen, um ein paar Skizzen anzufertigen. Die misstrauischen Blicke meiner Nachbarn können mich nicht daran hindern.

Mein Kölner Freund wird staunen, wenn ich ihm plötzlich beschriebene Seiten schicke. Morgen, vor unserer Abreise, werde ich auf das Postamt gehen und ein Päckchen nach Köln aufgeben. Jetzt braucht die Kellnerin des bekanntesten und von daher teuersten *Strandcafes* von Velden auch nicht mehr zu kommen. Jetzt, wo ich mit dem Skizzieren begonnen habe, würde sie nur stören.

Mit Hamburg werde ich beginnen, Hamburg soll der Ausgangspunkt sein.

Den ganzen Tag sitze ich entweder in meinem Arbeitszimmer, das keines ist, da ich ja nur dasitze, um aus dem Fenster auf meinen selbst gepflanzten Nussbaum zu schauen, oder ich sitze in meinem Stammcafe, wo ich den ganzen Tag in die Zeitung schaue, hineinschaue, sie aber niemals lese. Auf dem Weg von meinem Arbeitszimmer zum Cafe, das nicht einmal fünfhundert Meter entfernt liegt, denke ich manchmal.

Wenn ich mich bewege, also die Treppe hinuntersteige und dann den breiten Bürgersteig entlanggehe, denke ich, dass das Leben an mir vorbeiläuft, seit Jahren schon an mir vorbeigelaufen ist. Nur wenn ich gehe, denke ich, dass das Leben an mir vorbeiläuft.

Wenn ich sitze, denke ich nicht, folglich läuft auch das Leben nicht an mir vorbei, wenn ich sitze, vergeht nur die Zeit. Die Zeit läuft gnadenlos weiter, gegen mich.

Gott sei Dank, wenn ich sitze, denke ich nicht an die Zeit, bin ich gar nicht in der Lage zu denken, da die Sauerstoffzufuhr zu gering und der Alkoholkonsum zu hoch ist.

Das Nichtdenken eröffnet neue Perspektiven.

Menschen beispielsweise so zu sehen, wie sie sind, und mehr nicht. Einfach nur schauen und ab und zu den Gesprächen am Nebentisch lauschen. Das *Einfach nur Hinschauen*, Zusehen, was andere machen, die Anstrengung anderer, sich über den Tag zu retten, bringt mich über den Tag. Um mehr geht es nicht, als einfach nur über den Tag zu kommen.

Das könnte ein passabler Anfang sein. Das könnte ich an den Anfang meiner Aufzeichnungen stellen.

Ich lege mein restliches Kleingeld auf die Theke und verlasse das Casino.

Ich stehe am See, zwischen Velden und Klagenfurt.

Der See plätschert leise.

Die Lichter der Häuser spiegeln sich im Wasser.

Ich rauche eine Zigarette in die österreichische Dunkelheit.

Von weitem lärmende Sommergäste, der Geruch von verbranntem Holz, der Schrei eines Vogels.

10.

Es ist Nacht. Wir fahren nachts, weil da weniger Verkehr ist, sagt Monika, die wieder alles genau geplant hat.

Wir fahren in Richtung Turracher Höhe, so wie es Monika will. Von Klagenfurt über St. Veit, Pisweg bis Gurk, Straßburg rechts liegen lassend, über Zweinitz, Weitensfeld, um dann hinter Klein-Glödnitz ins breiteste Tal aller Seitentäler des Gurktales einzubiegen.

Für einen Bruchteil von Sekunden tauchen die Ortstafeln im grellen Scheinwerferlicht auf. Mein Puls schlägt immer schneller, meine Hände beginnen zu schwitzen.

Noch ein paar Kurven, und ich werde sie sehen, die kleine, immer blinkende orangeleuchtende Straßenlaterne von Weißberg.

Nur einmal durchfahren, mehr nicht.

Nervös zünde ich mir eine Zigarette an.

Ich habe vollkommen vergessen, dass in diesem Auto ein absolutes Rauchverbot herrscht und dass ich in Gegenwart meiner Frau nicht rauchen darf, mit Ausnahme der Liebe, bzw. *hinterher*. Meine Frau schlägt mir die Zigarette aus dem Mund. Die Zigarette fällt auf den Boden und rollt unter den Sitz. In Panik greifen wir beide zu Boden, die Zigarette suchend.

»Monika!« rufe ich, »pass doch auf! Die Straße!«

Da kommt der Wagen schon ins Schleudern.

Blauer Himmel und grauer Asphalt, alles wie in Zeitlupe.

Monika scheint zu schreien, aber ich kann nicht feststellen, ob ich es nicht selbst bin, der schreit.

Das Seltsame ist, die Schreie kommen in schneller Abfolge, im Gegensatz zu den Bildern, die ich immer noch wie in Zeitlupe sehe.

Dann, ein helles, lang andauerndes Licht, gerade lang genug, um mir noch einmal klarzumachen, dass alle Autofahrer potentielle Mörder sind, und Selbstmörder. Der Beifahrer ist nur der Idiot. . .

Nach dem hellen, lang andauernden Licht ein Hupgeräusch, dann Dunkel, nichts mehr.

ENDE

Ab Oktober der 2. Teil: ZWISCHEN DEN STÜHLEN bei Amazon